

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

88

Herbst 2013

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

Wer nicht hüpfert ...

» Inklusion

und Exklusion

im Sport





Wie wir!

Nein, besser.

Gustav Klimt, Kuss, 1908/1909, Belvedere, Wien
www.baderundteam.at

Man kann sich aufmascherln, aufwendig einen Kulturbesuch planen, stundenlang still sitzen, unter sich bleiben. In Wien kann Kultur auch anders. Egal ob Wiener-Festwochen-Eröffnung, Kriminacht oder Popfest. Kultur findet man in Wien an jeder Ecke. Für jede und jeden zugänglich. Für alle leistbar. Großes Opern-Open-Air am Rathausplatz, Wiener Museen bei freiem Eintritt für Kinder und Jugendliche, Sommerkino unter Sternen, Literaturfestivals und Bezirksfestwochen machen jede Nacht zu einer langen Nacht der Kultur. Der Wiener Kulturpass bietet Gratis-Workout für das Gefühlsleben in 171 Kultureinrichtungen der Stadt.

Ganz meine Kultur! Und deine und ihre und seine und unsere.

Mehr Informationen unter:
www.kultur.wien.at

Wien.
Die Stadt
fürs Leben.

Stadt Wien
Wien ist anders.



stimme

88

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstrasse 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Kahlauer, Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydoğdu, Hakan Gürses**

Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net**

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at**

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar | office@initiative.minderheiten.at**

Abo-service: **Kai Kovrigar | abo@initiative.minderheiten.at**

Jahresabo: **EUR 20,- Inland, EUR 30,- Ausland** (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**
Gamze Ongan

06 | **Stimmlage**
Sport und Politik: ein Spannungsverhältnis
Hakan Gürses

08-10 | **Schneeweiße Alpenrepublik**
Warum ein David Alaba als österreichischer Abfahrtsolympiasieger bisher nicht möglich ist | Georg Spitaler

11-13 | **Spielen gegen die gläserne Decke**
Inklusion und Partizipation von MigrantInnen im Sport
Christoph Witoszynskyj

14-16 | **Integrationspolitik neu**
Zugehörigkeit zur Sport-Nation durch (körperliche) Leistung
Sabine Strasser

17-19 | **Sport für Entwicklung**
Neue soziale Bewegung oder neo-koloniales
Entwicklungsmodell? | Kurt Wachter

20-21 | **„Mehr Sport als man glaubt“**
Matthias Bogner, Generalsekretär des Österreichischen
Behindertensportverbands, im Gespräch mit Cornelia Kogoj

22-23 | **Wenn Sport Geschichte wird**
Hakoah Wien - ein jüdischer Sportverein
Kathrin Klöckl

24-25 | **Sturm der Liebe**
Homosexualität im Sport
Nikola Staritz

26-27 | **Internationale Hobbysportlerinnen
braucht das Land**
Von Frauen, Sport und Inklusion | Antonia Barboric

28-29 | **„Krahn? Wie die Fußballspielerin?“**
Zur Wahrnehmung von Frauenfußball im Mainstream
Petra Permesser

30 | **August 1968, Hütte Krams**
Erwin Riess

31 | **Satire**
Der FC Vorwärts Istanbul
Claus Farnberger

32 | **Kahlauers Tagebuch**
Im Oktober 2013

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME - Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative **Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Pro Move - Gesundheit durch Sport

Das Projekt **pro move** von **pro mente steiermark** in Graz bietet Tischtennis, Fußball, Nordic Walking, Ballspiele, Klettern, Schwimmen und noch einige Sportarten mehr insbesondere für Menschen mit psychischen und psychosozialen Problemen an. Das Ziel ist die Förderung der psychischen und körperlichen Gesundheit durch Sport- und Bewegungsangebot. Das Projekt begann 2007 mit einer Bedarfserhebung unter Grazerinnen und Grazern mit psychischen und psychosozialen Problemen, im Jänner 2008 wurden die ersten Sportmodule angeboten. Seither haben über 250 Teilnehmerinnen und Teilnehmer zumindest eines dieser Angebote in Anspruch genommen. Dem Projektleiter Wolfgang Ruf ge-

lang es 2012, den E.A.S.I. Cup (European Association for Sport and Social Integration), eine integrative Sportveranstaltung für psychisch Erkrankte, nach Graz zu holen. Insgesamt 320 Sportlerinnen und Sportler aus Deutschland, England, Holland, Italien, Norwegen und Österreich nahmen an Wettbewerben in den Disziplinen Fußball, Damenfußball, Tennis, Schach, Tischtennis, Volleyball, Kegeln, Minigolf, Schwimmen und Klettern teil. Die Teilnahme am Angebot von **pro move** ist kostenlos. Die Angebote finden wöchentlich statt. Seit 2013 gibt es **pro move** auch in Wien. —

www.promentesteiermark.at

www.promente-wien.at

wolfgang.ruf@promentesteiermark.at

david.kudela@promente-wien.at

Anerkennung für (Frauen)Sport



Frauen am Ball; Foto: privat

Der Österreichische Integrationsfonds (ÖIF) zeichnet gemeinsam mit dem Bundesministerium für Inneres (BM.I) Sportprojekte aus, die die Integration von Migrantinnen und Migrantinnen durch Sport fördern. Partner sind das Sportministerium, die Bundes-Sportorganisation (BSO) sowie die Bundesschülervertretung. Für 2013 sind insgesamt €15.000 für die Gewinnerprojekte vorgesehen.

Hier eine Auswahl der bisher prämierten Sportprojekte, die sich speziell an die Zielgruppe der Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund wenden:

■ **Mobile Sportbetreuung** des Vereins **Rosa Sport & Wellness** und **ASKÖ** zur Förderung der Gesundheit und Fitness von Mädchen und Frauen, deren körperliche Aktivitäten im öffentlichen Raum nicht möglich sind (Hauptpreis 2011).

■ **Sport Fair bindet:** ein Bewegungsprojekt der **ASKÖ**-Bundesorganisation für Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund. (Hauptpreis 2012).

■ **Fahrradkurs für Frauen** von **Piramidops**-Frauentreff (Zweiter Preis 2012).

■ **Scheiberkistn – Minifussballplatz:** ein Projekt des Vereins **Türk-İŞ**



Foto: Servicestelle Wintersportwochen

Ein Tag im Schnee für Islamische ReligionslehrerInnen

Die Anfang 2011 als gemeinsames Projekt von Sport, Schule und Wirtschaft eingerichtete **Servicestelle Wintersportwochen** (Wispowo) organisierte im letzten Winter mit Unterstützung der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems eine Fortbildungsveranstaltung für Islamische ReligionslehrerInnen. Rund ein Dutzend PädagogInnen verbrachten einen Schnuppertag in der Skiregion Semmering Zauberg. Ein erster Kontakt mit dem Skisport oder die Weiterentwicklung von bestehenden Kenntnissen bildete den Schwerpunkt dieser Veranstaltung. Der Tag wurde mit einer Rodelfahrt abgeschlossen.

Hintergrund der Aktion ist das Migrationsprojekt der Servicestelle

Wintersportwochen. Der Schnuppertag bildet den ersten Schritt, um den Wintersport in den muslimischen Bevölkerungsgruppen stärker zu verankern. Die erhoffte Begeisterung für Wintersportaktivitäten konnte bei den islamischen ReligionslehrerInnen mehr als nur entfacht werden.

„Nun erhoffen wir uns, dass die übermittelten Emotionen dazu beitragen, den Stellenwert der Wintersportwochen zu steigern. Hier benötigen wir natürlich die Unterstützung der TeilnehmerInnen der Fortbildung, die nun innerhalb ihrer Schulen kräftig die Werbetrommel für diese tolle Schulveranstaltung rühren und als MultiplikatorInnen für schneesportneugierige SchülerInnen agieren sollen“, sagt Marco Cerny, Projektkoordinator der Servicestelle Wispowo.

In weiterer Folge ist unter anderem die Forcierung von Wintersportausbildung für BegleitlehrerInnen angedacht. Kursleiter Michael Aschberger resümiert auf jeden Fall positiv: „Wir waren über die hohe Motivation der TeilnehmerInnen begeistert, man merkte regelrecht, wie jeder und jede in der Gruppe mitzog und die KollegInnen motivierte. Als Skilehrer geht einem dabei das Herz auf“.

Das Projekt „Tag im Schnee“ wird aufgrund des großen Erfolgs auch im Winter 2014 angeboten. —

Für mehr Information:

www.wispowo.at

www.facebook.com/wispowo

office@wispowo.at

Migration / Integration durch Partizipation für fußballinteressierte Mädchen und junge Frauen aus Migrationsfamilien (Anerkennungspreis 2012).

■ **In motu:** ein bewegungsorientiertes Gesundheitsprojekt der **Sportunion Tirol** für Frauen mit Migrationshintergrund (bis Dezember 2013).

■ **Migration – Integration:** Gesundheits- und Fitnessstraining der **Sportunion Wien** für türkischstämmige Frauen. —

Ausschreibung und alle Gewinnerprojekte unter:

www.integrationsfonds.at/sport

Das vorliegende Stimme-Heft ist eine Spezialausgabe zum Thema Sport und Minderheiten und entstand mit Unterstützung des Sportministeriums. Ausnahmsweise finden sich in diesem Sonderheft keine Projektberichte, keine **Radio-Stimme**-Nachlese und auch keine Buchbesprechungen. Dafür haben sich unsere Autorinnen und Autoren – viele von Ihnen treiben selber begeistert Sport –, ausgehend von minorisierten Gruppen, mit Sport als Integrationsmaßnahme und mit der inkludierenden, aber auch ausgrenzenden Natur des Sports beschäftigt.

„Jugend in Österreich: Generation Alaba“, titelte der *Spiegel* im Sommer nach der Champions League, „... plötzlich interessiert sich die alpenländische Jugend fast mehr für Fußball als für Skifahren.“ Was wäre sonst alles passiert, hätte der österreichische Skisport einen Abfahrtsolympiasieger namens David Alaba? Warum der Weg dorthin noch ein langer ist und wie er aktiv gestaltet werden sollte, beantwortet **Georg Spitaler**.

In einer gekürzten und ergänzten Fassung der Studie „Integration und soziale Inklusion von Migrantinnen im organisierten Sport“ (2010) legt **Christoph Witoszynskyj** die wichtige und durchaus positive Rolle migrantischer Sportvereine für soziale Integration dar.

In nationalen Aktionsplänen für Integration wird Sport immer mehr Platz eingeräumt. **Sabine Strasser** diskutiert anhand von Top-Fußballern wie Mesut Özil oder den Altintop-Zwillingen und dem viel diskutierten Schwimmunterricht Maßnahmen und diskursive Effekte aktueller Integrationspolitik in Europa.

Kurt Wachter widmet sich in seinem Text der wachsenden Bedeutung des Sports in der Entwicklungszusammenarbeit und identifiziert neo-koloniale Ansätze in der „Sport für Entwicklung“-Bewegung.

Der Österreichische Behindertensportverband betreut und fördert Rehabilitations-, Breiten- und Spitzensport für und mit Menschen mit Behinderungen. **Cornelia Kogoj** hat für die *Stimme* mit dem Generalsekretär des Verbands, **Matthias Bogner**, gesprochen.

„Durch die Schichten des Vergessens“ nannte Vida Bakondy ihren Text über die **S.C. Hakoah**-Meisterschwimmerin Fritzy Löwy in der *Stimme*/Ausgabe 81. Nun geht **Kathrin Klöckl** der mehr als hundertjährigen Geschichte des jüdischen Wiener Sportklubs nach, die von großen Erfolgen, aber auch von Zerschlagung, Verfolgung und Wiederaufbau geprägt ist.

Warum dem Begriffspaar Homosexualität und Sport mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden muss, als ausschließlich im Zusammenhang mit Gerüchten um schwule Spitzensportler und Coming Out-Diskussionen, lesen Sie im Beitrag von **Nikola Staritz**.

Antonia Barboric suchte und fand zahlreiche Frauen mit Migrationsbiografien, die leidenschaftlich Sport betreiben und versuchen, diesen auch für andere schmackhaft zu machen. Sie erzählen über ihre Erfahrungen rund um Teakwondo, Fußball, Judo sowie Wandern.

Um Frauen und Sport, konkret um Frauenfußball, geht es auch im Text von **Petra Permesser**. Sie hinterfragt unter anderem die mediale Ignoranz, die dem Frauenfußball zuteil wird.

Und nicht zuletzt erzählt **Erwin Riess** vom Fußballspielen auf der Schulwiese im Jahre 1968, und **Claus Farnberger** schließt mit einer Satire aus Istanbul ab.

In eigener Sache

In Nationalstaaten ist (und war) die Sprache ein umkämpftes Terrain. Der aktuelle Umgang mit Mehrsprachigkeit ist Teil einer politischen Ausverhandlung der vergangenen Jahrhunderte. Die **Initiative Minderheiten** veranstaltet am 27./28. November 2013 im Österreichischen Museum für Volkskunde ein zweitägiges Symposium, in dem die Geschichte der Mehrsprachigkeit in Wien entlang von historischen Konfliktlinien nachvollzogen wird. Informationen zum Programm und zu den Kooperationspartnern finden Sie auf unserer Homepage www.initiative.minderheiten.at. —

Interessante Lektüre wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Wer
nicht
hüpft ...



Sport und Politik: ein Spannungsverhältnis

Es kommt im Leben oft vor, dass man ein Versprechen nicht einhalten kann, weil fremde Mächte im Spiel sind. Ich meine nicht Götter, CIA oder Überschwemmung. Bisweilen genügt etwa ein Wort des Chefs, und schon verbringt man das ersehnte Wochenende nicht in verliebter Zweisamkeit, sondern im Großraumwagen eines Railjets mit Zielrichtung irgendwohin und retour zwecks eines Vertragsabschlusses. (In weiterer Folge ist die Zweisamkeit wegen falscher Versprechungen sowieso voll im Siewissenschon.)

Im vorliegenden medialen Fall, geschätzte_r Leser_in, war es die Bitte der Chefredakteurin, warum hier nicht der in der letzten Ausgabe angekündigte, zweite Teil meines Textes „Die Privatisierung des Politischen“ abgedruckt werden konnte. Die Bitte der Chefin war indes nicht bloß autoritativ, sondern auch nachvollziehbar. Das aktuelle Heft hat – wie Sie ja bemerkt haben werden – *Sport* zum Schwerpunkt, somit hatten naturgemäß alle Beiträge einen Sportbezug vorzuweisen.

Ich habe mich also hingesezt und versucht, meine Gedanken in Richtung Sport zu bewegen. Das Mentale folgt indes dem Somatischen. Wenn man wie ich eher ein Politikverstehrer ist, also praktisch völlig unsportlich ausgestattet, wollen sich die Gedanken ebenso wenig in irgendeine Richtung bewegen wie der Körper. Hinzu kommt: Sport ist halt ein Gedöns wie Grillen oder Autofahren; man kann es tun oder sein lassen. Das Resultat ändert nicht allzu viel am Verlauf der menschlichen Geschichte. Für den Fall, dass man es – warum auch immer – tun muss, man also Sport betreibt, gibt es dermaßen viele Möglichkeiten des Tuns, dass der jeweilige Unterschied zum anderen Tun in etwa so groß ist wie zwischen Tun und Nichttun. Mit anderen Worten: Man kann professionell oder amateurhaft Sport betreiben; Paragleiten oder Tiefseetauchen; Muskelsammeln oder Schlankwerden; trainieren oder sporteln; laufen oder rodeln; Fitnesscenter oder Wellnesshotel; Krankenhaus oder Reha ... Keine dieser Tätigkeiten und Konsequenzen ist von vornherein gut oder schlecht, nützlich oder schädlich, politisch oder unpolitisch. Auch im Sport zählt einzig und allein der *Kontext*.

Einmal ganz unter uns; es ist eine bewährte Schreibstrategie, dass ein Autor sein eigenes Leben als Exempel ins Spiel bringt: Ich habe vor 14 Monaten, 17 Tagen und 15 Stunden mit dem Rauchen aufgehört. Dementsprechend fing mein Körper – schon nach zwei Wochen, drei Tagen

und fünf Stunden – an, sich mehr Raum im Universum zu suchen. Ich wurde bald so blad, dass mich Freunde und Freundinnen entweder nicht gleich wiedererkannten oder nach Wiedererkennung sofort mit bildhaften Analogien wie „Mastschwein“, „Erdball“ oder „Wamperter“ überhäuften (haben Sie also solche Freund_innen?). „Du musst schon etwas dagegen tun, gell“, sagten sie, „du warst ja so ein schlanker Kerl!“ Mein schlechtes Gewissen mischte sich mit Verlustgefühlen, obwohl ich eher Kilos gewann als verlor!

Nachdem ich mehrere Hosen beim Bücken im Schritt zerrissen und haufenweise Hemd- und Sakko-Knöpfe abgeschossen hatte, erhöhte ich meine Kleidergröße um zwei Einheiten und sah allmählich die Notwendigkeit ein, neben „Dinner Cancelling“, „Food Combining“ und „Alkaline Acid Diet“ zu anderen, aktiveren Methoden der Gewichtabnahme zu greifen. So begann ich zu sporteln. Seit zwei Monaten, vier Tagen und drei Stunden besuche ich nun mehrmals wöchentlich ein Fitnesscenter, laufe und schwimme gelegentlich, gehe viel zu Fuß und mache täglich Gymnastikübungen zu Hause. Ich bringe zwar kein Gramm weniger auf die Waage als vor einem Jahr. Auch die alten Hosen und Hemden passen mir genauso wenig wie vorher. Alle Freundinnen und Freunde, die mich wiedererkennen und denen ich von meinem begonnenen Sportabenteuer erzähle, meinen aber: „Das sieht man dir ja gleich an! Du bist wieder ganz der Alte!“

Allein die Erwähnung einer sportlichen Tätigkeit reicht also völlig aus, die soziale Umwelt zufriedenzustellen. Machst Sport, bist a Mensch! Es ist wie der alljährliche ideologische Angriff auf die Bürger_innen, sie mögen mehr lesen. Was sie lesen, wie sie lesen, was sie mit dem Gelesenen tun – das scheint den propagierenden Leseaposteln völlig powidl zu sein. Hauptsache also, es wird gelesen und gesportelt. Was ist die Moral von der Geschichte? Der Sport ist ein moralischer Imperativ. Mit oder ohne Kontext.

PS: Wie versprochen: In der nächsten Ausgabe finden Sie den zweiten Teil von „Privatisierung des Politischen“ – falls man mich nicht kurz davor nach München schickt, die CIA nicht nach mir sucht oder das Thema des nächsten Heftes nicht etwa „Verkehr“ lautet. Da wüsste ich nicht einmal, welchen Ersatztext ich liefern könnte: Ich habe nämlich keinen Führerschein. Auf diese Weise bleibe ich aber zumindest sportlich.



Wer nicht hüpf t ...

Schneeweiße Alpenrepublik

Warum ein David Alaba als österreichischer Abfahrtsolympiasieger bisher nicht möglich ist

MigrantInnen sind im österreichischen Skisport unterrepräsentiert. Eine EU-weite Vergleichsstudie zeigt, dass sich dieses Phänomen in vielen europäischen Staaten findet. Doch wo liegen die Gründe?



Im Herbst 2011 flimmerte ein Spot der Mobilfunkmarke tele.ring über die heimischen TV-Bildschirme. Darin schwang das Kampagnen-Testimonial „Der Inder“ als österreichischer Abfahrtsläufer in einen vollbesetzten Zielraum ab, bejubelt vom fahnenschwingenden Publikum und interviewt vom ehemaligen ORF-Sportreporter Robert Seeger.

Der Spot könnte unterschiedlich interpretiert werden: als latent rassistisch aufgrund des Bildes des „lustigen“ Inders, oder als postmodernes, ironisches Spiel mit Stereotypen. In jedem Fall trifft auf ihn aber zu, was der britische Kulturtheoretiker Stuart Hall als das „Spektakel des Anderen“ bezeich-

net hat: Die Werbung schafft Aufmerksamkeit durch die Markierung von Differenz. Denn das Bild „eines Inders“ als österreichischem Abfahrtschampion ist mehr als ungewöhnlich und derzeit alles andere als wahrscheinlich.

Das gleiche gilt jedoch für die Beteiligung von MigrantInnen am österreichischen Skisport. Im Gegensatz zu Österreichs zweitem Nationalsport Fußball, wo die Stars des ÖFB-Teams heute David Alaba, Aleksandar Dragović oder Zlatko Junuzović heißen, sind türkisch- oder serbisch-österreichische Skistars in den Medien bisher nicht zu sehen. MigrantInnen sind auf unterschiedlichen Ebenen des Skisports deutlich unterrepräsen-

tiert. So fanden sich etwa, wie die *Medienservicestelle Neue Österreicher/innen* vor einiger Zeit recherchiert hat, in den Nachwuchskadern des ÖSV Ende 2011 gerade einmal zwei AthletInnen mit migrantischem Hintergrund.^[1]

Europäischer Vergleich

Ähnliche Phänomene finden sich im Wintersport auch in anderen europäischen Staaten. In einer 2009/10 durchgeführten Studie der Europäischen Grundrechteagentur FRA, an der ich beteiligt war, wurden auch Daten zur Beteiligung von ethnischen Minderheiten und MigrantInnen im Sport gesammelt.^[2] Neben Fußball und Leichtathletik lag dabei in jedem EU-Mitglieds-



In nationalen Aktionsplänen für Integration wird Sport immer mehr Platz eingeräumt. **Sabine Strasser** diskutiert Hintergründe und diskursive Effekte aktueller Integrationspolitik in Europa.



auf Seite
14

land ein Schwerpunkt auf einem weiteren populären Nationalsport. Darunter waren auch Wintersportarten wie alpiner Skisport und Eishockey. Und obwohl sich sowohl die Zusammensetzung der Wohnbevölkerung, nationale Sporttraditionen und Sportpolitiken, aber auch die untersuchten (Individual- und Team-) Wintersportarten deutlich unterschieden, war die Unterrepräsentation von MigrantInnen, nicht zuletzt auf der Amateurebene, deutlich erkennbar. Denn auch wenn in Teamsportarten wie Eishockey der Anteil an ausländischen Profispielern hoch sein kann, gibt es keine notwendige Verbindung zu einer höheren Beteiligung von MigrantInnen oder Zweite-Generation-Jugendlichen. Gleichzeitig existiert auch eine klare Unterrepräsentation von migrantischen Fans, SportjournalistInnen oder MigrantInnen in Führungspositionen.

Doch ist das überhaupt ein Problem? Die Entscheidung, in unserer Studie einen Schwerpunkt auf Nationalsportarten zu legen, war in dem Ansatz begründet, dass die Unterrepräsentation von MigrantInnen und ethnischen Minderheiten in diesen Sportarten ihre Chance verringert, sich voll an der jeweiligen Gesellschaft zu beteiligen. Dies wiederum ist mit der Annahme verbunden, wonach populäre Nationalsportarten, die hohe mediale

Aufmerksamkeit generieren und auch von vielen Menschen aktiv betrieben werden, eine wichtige Rolle bei der symbolischen Konstruktion nationaler Identität spielen. Die Unterrepräsentation oder völlige Abwesenheit von ethnischen Minderheiten und MigrantInnen in solchen Sportarten trägt zum symbolischen Ausschluss aus populären Bildern der Nation bei. Anders als im Fußball, wo die Aufstellungen der Nationalteams heute die Diversität der europäischen Bevölkerung widerspiegeln, präsentieren viele „zweite“ Nationalsportarten nach wie vor ein exklusives und „reines“ Bild nationaler Identität. Ein gutes Beispiel dafür bietet der alpine Skisport, der nicht nur in Österreich, sondern z. B. auch in Slowenien oder der Schweiz, historisch jeweils als Bühne für die Darstellung alpiner Authentizität und zur Konstruktion eines spezifischen Nationalcharakters diente.

Das diesbezügliche Problembewusstsein der nationalen Verbände war bis vor kurzem jedoch begrenzt. Stattdessen hieß es oft sogar, dass gerade wegen der Abwesenheit von MigrantInnen und ethnischen Minderheiten kein wirklicher Bedarf an Antidiskriminierungs- und Antirassismussarbeit bestünde. Ein Grund für einen möglichen Bewusstseinswandel liegt heute darin, dass Klubs und Verbände im Amateur-

bereich im Zuge des Schwindens der vereinsmäßigen Organisation auf der Suche nach neuen Mitgliedern sind. Gleichzeitig ist die Tourismusindustrie im Wintersport auf der Jagd nach neuen KundInnen. In Österreich wurde der Rückgang an Schulschikursen mit dem angeblich fehlenden Interesse von Kindern und Eltern mit Migrationshintergrund in Verbindung gebracht. So ist es kein Zufall, dass ÖSV-Präsident Peter Schröcksnadel im Programm einer Konferenz, die sich Anfang 2012 in Innsbruck mit der Beteiligung junger MigrantInnen im Wintersport beschäftigte, mit den Worten zitiert wurde, wonach die Zukunft des Sports von zwei Dingen abhänge – „die Attraktivität der Schulschikurse und die Förderung von migrantischen Kindern, die keine Beziehung zum Skifahren haben. Das Grundthema ist es daher, Migranten zum Schnee zu bringen“.

Erklärungsansätze

Doch sind MigrantInnen nicht bereits im Schnee? Zu den Erklärungsansätzen für deren Unterrepräsentation wird gerne die Zusammensetzung der lokalen Bevölkerung in den Skiregionen gezählt. In Österreich liegt der Prozentsatz der Wohnbevölkerung mit Migrationshintergrund laut Statistik Austria derzeit bei 18,9 Prozent. Doch auch der Schnitt in den alpinen Bundesländern Salzburg (18,7%), Tirol (17,5%) und Vorarlberg (21,3%) weicht davon nicht entscheidend ab.

^[1] http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2011/11/10/migranten-und-sport-18-fussball-vereine-und-zwei-skifahrer (Stand: 17.09.2013)

^[2] http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/1207-Report-racism-sport_EN.pdf (Stand: 17.09.2013)



Mehr Aussagekraft dürften demgegenüber Studien haben, die auf den Zusammenhang zwischen sportlicher Betätigung und sozioökonomischen Variablen verweisen: Allgemein gilt, dass höheres soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital mit einer höheren Beteiligung am Sport verbunden ist.^[3] Da Zuwanderer und ethnische Minderheiten in vielen Ländern sozial benachteiligt sind, sind sie von diesen Mustern betroffen. Das gilt nicht zuletzt für die hohen finanziellen Kosten, die mit dem Skisport verbunden sind: Skipässe, Skiausrüstung, Übernachtungskosten.

Die erwähnte Behauptung des ÖSV-Präsidenten, wonach MigrantInnen die Beziehung zum Skisport fehle, verweist auf kulturelle Erklärungsmuster der Unterrepräsentation. Hier stehen sich jedoch zwei Ansätze gegenüber. Das „Integrationsparadigma“ erklärt die schwache Beteiligung in Vereinen und Verbänden in erster Linie mit fehlenden Traditionen, Interesse und Wissen der MigrantInnen im Hinblick auf nationale Sportkulturen der Zuwanderungsländer und deren Organisationsformen. Andererseits lässt sich jedoch auch argumentieren, dass die Vereine und Verbände aufgrund von kulturellen Codes und Ausschluss-

mechanismen für MigrantInnen teilweise schwer zugänglich sind, und es den Institutionen selbst an Wissen fehlt, wie sie mit diesen Communitys kommunizieren können. Diese zweite Sicht verweist auf die Tatsache, dass Sportkulturen, wie es die niederländischen Sportsoziologinnen Agnes Elling und Inge Claringbould formulieren, über „hegemoniale Traditionen“ verfügen, über „Regeln, Standards und Normen, die von der dominanten Gruppe oft als neutral und objektiv betrachtet werden“.^[4] Dies sind laut Agnes Elling etwa „praktische Dinge wie die Kinder zu den Wettkämpfen zu fahren (was für Familien mit geringem Einkommen schwierig ist); oder die allgemeine Atmosphäre, inklusive der Akzeptanz von rassistischen Witzen. Diese Normen bleiben aufgrund der Machtverteilung in den Sportvereinen unhinterfragt, wo ethnische Minderheiten vielleicht als Athleten und Trainer beteiligt sind, aber kaum in Entscheidungspositionen zu finden sind.“^[5]

Diese Probleme stellten sich lange Zeit auch im österreichischen Fußball, doch entspricht dort die aktive Beteiligung von MigrantInnen, auch aufgrund gezielter Antidiskriminierungsarbeit, heute in etwa ihrem Prozentsatz an der – männlichen – Bevölkerung. Die Grundfrage, die sich der Skisport daher stellen sollte, lautet, „ob (junge) Menschen die Möglichkeit haben, sich an einem gewünschten Sport zu beteiligen, oder ob sie in ihrer Wahl durch implizite Ausschlussmechanismen (und ‚antizipativen Selbstausschluss‘), sowie durch soziale Normen, die Sport, Ethnizität und Geschlecht beinhalten, gehindert werden“.^[6]

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die Überarbeitung eines Vortrags, der 2012 im Rahmen der Sport-Inclusion-Network-Tagung „Involving young immigrants in winter sports“ gehalten wurde.

Georg Spitaler ist Assistent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. In seiner Forschung hat er sich u. a. mit unterschiedlichen Aspekten von Sport, Migration und Antidiskriminierung beschäftigt.

^[3] Vgl. z. B. European Commission (2004): The citizens of the European Union and Sport, Special Eurobarometer 213. URL: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_213_report_en.pdf, S. 6. (Stand: 17.09.2013)

^[4] Elling, A. & Claringbould, I. (2005): ‚Inclusionary and exclusionary mechanisms in the Dutch sports landscape: who can and wants to belong?‘. In: *Sociology of Sport Journal*, Vol. 22, S. 509.

^[5] Elling, A. (2007): Het voordeel van thuis spelen. Sociale betekenissen en in- en uitsluitingsmechanismen in sportloopbanen, Den Bosch/Nieuwegein, S. 17.

^[6] Ebd.

Poetry Slam im Rahmen der 16 Tage gegen Gewalt an Frauen
 unter dem Motto _____ (Virginia Woolf)
„A room of one’s own“
 Moderation: Clara Felis _____ Anmeldungen für SlammerInnen: silvia.samhaber@aoef.at
 am 28. November 2013 _____ in Lokativ, Arnezhoferstraße 12, 1020 Wien | www.lokativ.at
Diese Veranstaltung wird getragen von Amnesty International – Netzwerk Frauenrechte und Arbeitsgruppe für verfolgte GewerkschafterInnen | Frauensolidarität | Katholische Frauenbewegung Österreich – Aktion Familienfasttag | LEFO – Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen | Miteinander Lernen – Birlikte Ögrenelim | Verein Autonome Österreichische Frauenhäuser | WIDE – Netzwerk Women in Development Europe.

Spielen gegen die gläserne Decke

Inklusion und Partizipation von MigrantInnen im Sport

MigrantInnen sind in Sportvereinen bisher unterrepräsentiert. Das liegt einerseits daran, dass viele Vereine erst spät erkannt haben, dass sie ohne „Neo-Östereicher“ in ihrer Existenz gefährdet sind. Wurden MigrantInnen zunächst als SportlerInnen geduldet, war und ist ihre Mitsprache bis heute nicht überall gefragt. Eine wichtige Rolle spielen aber auch soziale und strukturelle Faktoren, wie Armutsgefährdung, prekäre Arbeitsverhältnisse, lange bzw. unregelmäßige Arbeitszeiten sowie lange Wegstrecken zu Sporteinrichtungen. Diese finanziellen und zeitlichen Hürden wirken sich doppelt hemmend auf das Sportverhalten von MigrantInnen aus: Sie betreffen sowohl Erwachsene als auch Kinder. Dazu kommen kulturelle und sprachliche Barrieren. All diese Umstände haben die Gründung von migrantischen Selbstorganisationen, darunter auch Sportvereine, lange Zeit begünstigt.

Die geringe Beteiligung am organisierten Sport ist nicht nur ein migrantisches Phänomen. Der Rückgang von Bindungen an Vereine, Verbände und Parteien findet in der gesamten Gesellschaft und unabhängig vom sozialen Hintergrund statt. Der organisierte Sport muss sich für verstärkte Integrationsbestrebungen dieser Herausforderung stellen und neuen Formen sozialen Engagements öffnen.

Integration als vieldimensionaler Prozess

Integration ist ein sozialer Prozess, in dem Menschen unterschiedlicher Herkunft durch Annäherung, gegenseitige Auseinandersetzung, Kommunikation, das Feststellen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu Mitgliedern einer Gesellschaft werden und für sie gemeinsam Verantwortung übernehmen. Integration ist – im Gegensatz zur

Assimilation – ein wechselseitiger Prozess, in dem sowohl Zugewanderte als auch die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft eine aktive Rolle einnehmen. Integrationsprozesse können auf vier unterschiedlichen Ebenen stattfinden.

(1) Mit **struktureller Integration** wird die Herstellung zunehmender Chancengleichheit beim Zugang zu gesellschaftlichen Systemen beschrieben, wie Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Wohnungsmarkt, Rechtssystem und politische Partizipation.

(2) **Soziale Integration** bezieht sich auf eine Intensivierung der sozialen Beziehungen zwischen Zugewanderten und Autochthonen. Soziale Integration ist gegeben, wenn Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft einander vorurteilsfrei begegnen und soziale Kontakte miteinander pflegen.

(3) Der Begriff **kulturelle Integration** (Akkulturation) steht für den Prozess, in dem die unterschiedlichen Werte, Normen und Lebensstile von Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft miteinander vereinbar gemacht werden.

(4) Im Prozess der **identikativen Integration** schließlich entsteht bei Zugewanderten das Gefühl der Zugehörigkeit zur Aufnahmegesellschaft. Gleichzeitig werden sie auch von den Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft als zugehörig gesehen.

Der Sportverein als Ort der Alltagskommunikation, bietet grundsätzlich ein gutes Umfeld, um Sprache und Kultur des Anderen kennen zu lernen und Integration auf allen Ebenen zu fördern. Sport gilt als ideale Möglichkeit, kulturelle Vorurteile abzubauen und unabhängig von Sprachschwierigkeiten miteinander zu kommunizieren.



Sportlichen Begegnungen zwischen Zugewanderten und Einheimischen wurde lange Zeit per se eine integrative Wirkung zugeschrieben. Wissenschaftliche Untersuchungen weisen allerdings darauf hin, dass Sport zwar eine integrationsfördernde Wirkung haben kann, durch die bloße Teilhabe von MigrantInnen allein ist sie jedoch nicht gewährleistet. Erwartungen an die häufig bemühte „integrative Wirkung des Sports“ konnten oft nicht erfüllt werden. Sportvereine können bestimmte Funktionen im Integrationsprozess übernehmen, sie können aber nicht reparieren, was in wichtigen gesellschaftlichen Subsystemen (Schule, Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt etc.) versäumt wird.

Integrationsfunktionen von MigrantInnenselbstorganisationen (MSOs)

Eine besondere Rolle in Integrationsprozessen spielen Kleingruppen mit dauerhaften sozialen Beziehungen, also z. B. eigenethnische Sportvereine, die ab den 1980er Jahren in zahlreichen Städten von MigrantInnen gegründet wurden. Diese Sport- und Kulturvereine werden in Bezug auf die soziale Integration häufig als Hindernis betrachtet, nehmen jedoch eine wichtige Vermittlerrolle ein. Eine Reihe von Argumenten lässt die von Zugewanderten initiierte Vereinslandschaft in einem anderen Licht erscheinen.

1. Bonding and Bridging: Sichere Bindungen

Nach dem Konzept des *Bonding and Bridging* ist es für jeden Menschen wichtig, zuerst eine sichere Bindung an eine soziale Kleingruppe herauszubilden, die Rückhalt gibt, die Persönlichkeitsentwicklung stützt und zu einer starken Eigenidentität führt. Erst danach können nachhaltige Beziehungen zu anderen Menschen und Gruppen aufgebaut werden. Die Kleingruppe ist damit eine wichtige Plattform für die Herstellung sicherer Bindungen.

Das gilt auch für MSOs im Sportbereich. Sie haben einen positiven Einfluss auf die Situation der MigrantInnen, weil sie dabei helfen, eine starke Eigenidentität herauszubilden (*Bonding*), bevor nachhaltige Beziehungen zu anderen gesellschaftlichen Gruppen aufgebaut werden (*Bridging*).

Sportvereine dienen oft als erste Anlaufstation für MigrantInnen, ihre bevorzugte Freizeitbeschäftigung auszuüben. Diese Vermittlungsfunktion zeigt sich besonders deutlich im Fußball. MSOs ermöglichen MigrantInnen Zugang zum Sport in ihrer neuen Heimat trotz vorhandener Sprachbarrieren, Unkenntnis bestehender sportlicher Infrastruktur und fehlender SportkameradInnen. Sie dienen als Schutzzone für MigrantInnen, die häufig – auch im organisierten Sport – von bewusster oder unbewusster

Diskriminierung betroffen sind. MSOs bieten faire und realistische Perspektiven für eine SportlerInnenlaufbahn mit Auf- und Umstiegsoptionen, auch wenn die sportliche Sozialisation nicht im Nachwuchskader eines österreichischen Vereins erfolgt ist. Dazu kommt die Chance, durch Sport auch Einkünfte zu erzielen, etwa durch Vereinswechsel oder durch eine Karriere als TrainerIn oder FunktionärIn. Besonders hinsichtlich der häufig zitierten gläsernen Decke in der Trainer- und Funktionärebene müssen eigenethnische Vereine als Kaderschmiede für SportlerInnen mit Migrationshintergrund gesehen werden.

2. Framing: Die soziale Agenda wird in Kleingruppen festgelegt

Soziale Fragen werden in sozialen Kleingruppen verhandelt. In ihnen fallen Entscheidungen darüber, welche sozialen Herausforderungen es wert sind, gemeinschaftlich gelöst zu werden und welche nicht. Ein Blick in die österreichische Sportvereinslandschaft zeigt, dass in manchen Vereinen bestimmte Feiertage (z. B. Ramadan), Arbeitsbedingungen (z. B. lange Arbeitszeiten, Wochenendarbeit), familiäre Gegebenheiten (z. B. viele Kinder, niedriges Haushaltseinkommen) oder kulinarische Gewohnheiten (z. B. Alkoholabstinenz) im Vereinsleben Berücksichtigung finden, während andere Vereine diese Aspekte als private, und nicht als Angelegenheit des Vereinslebens begreifen.

In diesem Vorgang, der in der Soziologie als *framing* bezeichnet wird, wird durch die sozialen Interaktionen in der Gruppe entschieden, welche sozialen Sachverhalte wichtig sind und welche nicht. Damit wird auch die gesellschaftspolitische Funktion von Kleingruppen im Allgemeinen und von Sport-MSOs im Speziellen deutlich. Darüber hinaus dienen MSOs häufig als Informationsbörse, etwa bei der Job-, Wohnungs- oder Partnersuche. MSOs sind ein wichtiger Baustein der Zivilgesellschaft. In einer funktionierenden Demokratie kann eine



Ist Sport eine universell einsetzbare Wunderwaffe gegen alle gesellschaftlichen Probleme? **Kurt Wachter** über die zunehmend wachsende Bedeutung des Sports in der Entwicklungszusammenarbeit.



öffentliche Angelegenheit nur behandelt und gelöst werden, wenn sie von einer Reihe von Kleingruppen getragen und befürwortet wird. Auch das Projekt der sozialen Integration der zugewanderten Bevölkerung ist eine öffentliche Angelegenheit, deren Gelingen nicht zuletzt davon abhängt, ob sie von migrantisch geprägten (Sport-)Vereinen mitgetragen und befürwortet wird.

3. Mobilisierung: Kleingruppen als Basis für Partizipation

MSOs sind – wie alle Kleingruppen – Gravitationszentren, in denen Menschen zur Teilhabe, zur Partizipation motiviert werden – nicht nur durch gute Ideen, sondern auch durch Bereitstellung der notwendigen materiellen und sozialen Ressourcen (Mobilisierungsfunktion). Soziale Beziehungen zwischen MigrantInnen und Autochthonen entstehen nicht durch zivilgesellschaftliches Engagement von Autochthonen für MigrantInnen, denn dadurch wird ein bestehendes soziales Machtgefälle aufgegriffen und reproduziert.

Es ist umgekehrt: Soziale Beziehungen in Kleingruppen bilden die Basis für soziales Engagement. Nach Einschätzung von ExpertInnen sind MigrantInnen, die einen Verein gründen oder sich in Vereinen als EntscheidungsträgerInnen engagieren, meist stärker integriert als die meisten ihrer Landsleute. Sie haben in der Regel eine bessere Bildung, mehr Einkommen und eventuell die österreichische Staatsbürgerschaft. Das Motiv ihres Engagements besteht darin, die kul-

turelle und soziale Isolation aufzubrechen und für ihre Landsleute eine Plattform für eine stärkere Integration in die Gesellschaft zu schaffen.

4. Kleingruppen spielen eine wichtige Rolle bei der Bildung staatsbürgerlicher Identität

Die Konstruktion staatsbürgerlicher Identität findet in Kleingruppen – und damit auch in den MSOs statt. Sie sind das Bindeglied zwischen lokaler (Minderheiten-)Kultur und dem Staat, der Öffentlichkeit und den zivilgesellschaftlichen Organisationen der (Mehrheits-)Gesellschaft.

In ihnen werden wichtige Facetten und Spielregeln der neuen Heimat vermittelt, in ihnen wird aber auch ausgehandelt, wie sich diese beiden Ebenen zueinander verhalten und inwieweit man sich der österreichischen Gesellschaft zugehörig fühlt. Ohne rezipierende Kleingruppe wäre das Konzept staatlicher Identität bedeutungslos. Damit soll deutlich gemacht werden, dass eine wie immer geartete identifikatorische Integration ohne adäquate Einbeziehung von MSOs nur schwer gelingen kann.

Aus historischer Perspektive ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass die Verbreitung des Fußballsports weltweit auf eigenethnische Gruppierungen von im Ausland lebenden Briten zurückzuführen ist bzw. auf Gastarbeiter, die nach einem England-Aufenthalt das Spiel in ihre Heimat mitbrachten. Im Wiener Fußball gibt es bis heute Vereine, die ursprünglich als eigenethnische Ver-

eine gegründet wurden, wie *Slovan HAC* (gegründet 1902 von tschechischen Migranten) und *Hellas Kagra*n (gegründet 1926 von griechischen Siedlern). Beide wurden im Laufe der Jahrzehnte zu heimischen Vereinen.

Fazit und Ausblick:

Eine gleichberechtigte Partizipation von MigrantInnen am organisierten Sport kann nur erreicht werden, wenn diese nicht nur als AthletInnen teilnehmen, sondern auch als TrainerInnen und FunktionärInnen in Entscheidungsgremien vertreten sind. Solange diese Gleichberechtigung nicht gegeben ist, sind migrantische Sportvereine auch notwendiger Ausdruck für Eigeninitiative und Self-Empowerment. Vor dem Hintergrund der hier referierten Integrationsfunktionen sozialer Gruppen nimmt die Partizipation von MigrantInnenselbstorganisationen an den Strukturen der neuen Heimat einen hohen Stellenwert ein. Im Sinne einer gelingenden Integration sollte es daher ein wichtiges Ziel sein, eine stärkere Partizipation der MSOs an den österreichischen Regelsystemen zu erreichen: Durch Öffnung der Sportstätten, Teilnahme an Meisterschaften, Einbindung in die Verbände und Beseitigung von diskriminierenden Reglements. Parallel dazu müsste auch umgekehrt die Öffnung von MigrantInnen-Vereine für die autochthone Bevölkerung erreicht werden, um neue Räume für interkulturelle Begegnungen zu schaffen.

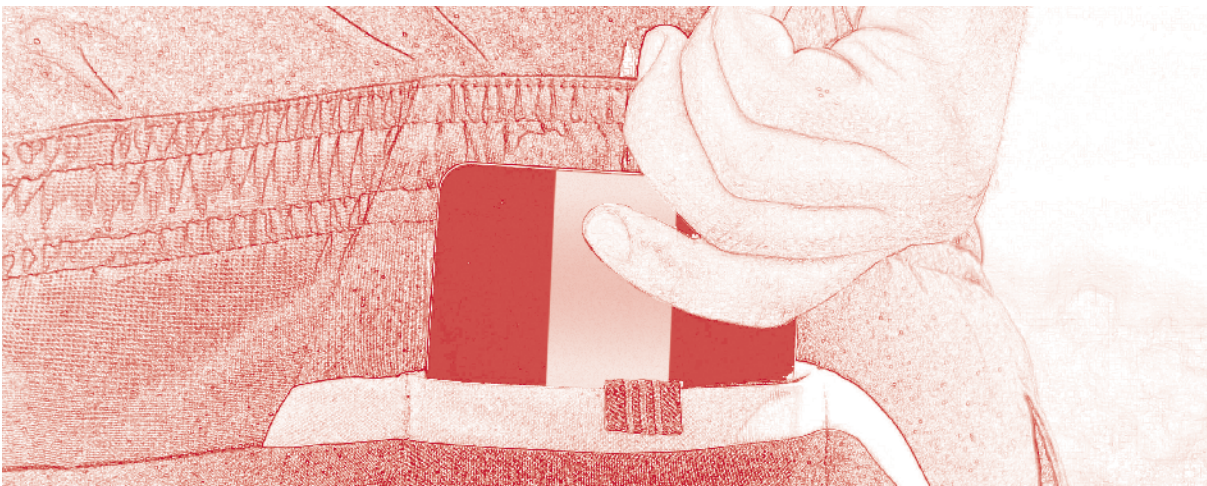
Dieser Text ist die vom Autor gekürzte, redigierte und ergänzte Fassung einzelner Kapitel aus der Studie „Integration und soziale Inklusion von MigrantInnen im organisierten Sport“ (2010), in der sich Winfried Moser und Christoph Witoszynskij u. a. mit Funktion und Nutzen von migrantischen Sportvereinen bei Integrationsprozessen beschäftigt haben.

Christoph Witoszynskij ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kinderrechte und Elternbildung, Mitglied der ARGE „Sport und Integration“ im Sportministerium und Fußballtrainer.

Integrationspolitik neu

Zugehörigkeit zur Sport-Nation durch (körperliche) Leistung

Muss man Seen und Flüsse nicht nur namentlich kennen, sondern auch in ihnen baden, um österreichische StaatsbürgerIn werden zu können? Sind Schwimmen, Fußball spielen oder Skifahren relevante Kulturtechniken, die mehr Freiheit, Gleichheit und Solidarität mit sich bringen oder ist Sport nur ein weiteres Mittel, das komplexe Verhältnis zwischen Zugewanderten und einer sich als einheimisch verstehenden Mehrheit diskursiv auf ein Gegensatzpaar zu reduzieren? Die Politik jedenfalls sieht im Sport Chancen für ein verbessertes Zusammenleben und entwickelte Maßnahmen, um verstärkt in und durch den Sport zu integrieren.



Nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland und der Schweiz wird Sport, seit Integrationsmodelle „neu“ genannt werden, als innovatives Feld mit großem Potenzial gesehen. Integration in und dann durch den Sport scheint für alle Seiten nur Vorteile zu bringen: Bewegung macht Spaß und verbindet. Win-Win-Situation wird diese Strategie der Konfliktlösung in der Spieltheorie genannt. Die Individuen gewinnen Freude an der körperlichen Ertüchtigung und lernen Solidarität genauso wie Respekt. Die Gesellschaft hat leistungsstarken Nachwuchs und wächst zusammen und die Krankenkassen haben geringere Ausgaben. Doch wie so oft wenn der reine Gewinn ins Spiel kommt,

muss die Einfachheit der Lösung angezweifelt werden. Ist der Sport so unschuldig integrativ und vorbildlich, wie er auf den ersten Blick scheint? Warum erzeugt die Forderung nach dem konfliktlösenden Sport möglicherweise selbst wieder Konflikte? Steht uns vielleicht sogar ein „illiberaler Liberalismus“ auch in diesem Feld bevor, der alle Unsportlichen als integrationsunwillig zu begreifen beginnt und diesen die Kosten für die anpassende Ertüchtigung zuschiebt?

Integration durch Spitzensport?

Sport ist Big Business, populäre Kultur und politisch höchst brisant. Dass

Sport nicht nur für Bewegungsfreude und Gemeinschaftssinn steht, sondern auch für handfeste Gewinnzahlen, ist bekannt. Keiner scheint sich mehr zu wundern, dass jeder Skifahrer mehrere Markenkleider übereinander trägt und wegen möglicher Erträge die Unterseite (sprich den Firmennamen) seiner Ski gleich nach dem Ziel in die Fernsehkameras hält. Wo sind die Zeiten als Karl Schranz noch von den olympischen Spielen ausgeschlossen wurde, weil er eine einzige Werbung für einen guten Zweck auf seinem Trikot trug?

Zunehmend wollen lokale Bevölkerungen allerdings die großen Sportereignisse nicht mehr in ihrer Nähe



„Die Hakoah lebt!“ **Kathrin Klöckl** über die mehr als hundertjährige Geschichte des Jüdischen Sportclubs **Hakoah** und ihren langen Weg zurück in den Prater.



auf Seite
22

dulden. Insbesondere in ärmeren Regionen müssen sie für die sportlichen Großereignisse nämlich ihre Häuser verlassen und werden, wenn sie dem Sport nicht freiwillig weichen, zwangsumgesiedelt. Brasilien bietet derzeit ein deutliches Beispiel für die ambivalenten Wirkungen des Spitzensports in armen Regionen. Zu den Vorbereitungen der Fußballweltmeisterschaft 2022 in Katar berichtet der *Guardian* (25. September 2013) gar von Zwangsarbeit und Dutzenden Toten unter nepalesischen Arbeitern.

Beim Thema Fußball und Integration treten die Altintops und Alabas vor dem geistigen Auge auf den Rasen, deren Transferkosten wahrlich nicht an Migrations- oder Diskriminierungshintergründe erinnern. Anders verhält es sich mit den Nationalmannschaften, sie stehen für Identität. Selbst wenn jemand aufgrund der Leistungen für den Staat gleich zwei Staatsbürgerschaften hat, darf ein Spieler nur für ein nationales Team auf das Spielfeld laufen. Da muss man sich entscheiden! Vorbildlich ist die deutsche Nationalelf mit ihrem „Multi-Kulti“-Image zusammengesetzt. Angela Merkel versteht diese Wirkung der Diversitätself und nutzte jedenfalls den Sieg der deutschen gegen die türkische Nationalmannschaft 2010 geschickt, um in denkwürdiger Manier und DFB-Sakko in die Kabine zu laufen und dem Deutschen Mesut Özil gleich beim Umziehen persönlich zu gratulieren. Schließlich ist Mesut

nicht nur ein ausgezeichneter Fußballer, der zu Unrecht vom türkischen Publikum bei jeder Ballberührung ausgepöfeln wurde, sondern auch ein Aushängeschild der Integration. Die Altintop-Zwillinge Halil und Hamit, wie Mesut in Gelsenkirchen geboren, aufgewachsen und trainiert, sehen das anders. Sie spielen auch um viel Geld in unterschiedlichen Vereinen, aber wenn es um den Nationaldress geht, dann greifen sie zur türkischen Identität und nennen Özil einen Verräter.

Skifahrer wechseln seltener die Nation, um für andere Länder an den Start zu gehen. Der vom ÖSV-Team verkannte Vorarlberger Marc Girardelli wurde mit 22 Jahren Luxemburger und gewann als solcher fünf Mal den Gesamtweltcup und zwei Olympiamedaillen. Was nicht nur die Skination Österreich, sondern auch er selbst bis heute bedauert (*Der Standard*, 29. Oktober 2009).

Sie scheint also doch komplexer als gedacht, die selbstverständliche Integration in und durch den Sport? Das Thema Spitzensport und Integration ist viel zu umfassend, um hier adäquat behandelt zu werden. Die Beispiele zeigen jedoch, dass der Sport nicht nur gewinnbringend für alle Seiten ist, wie im Integrationsdiskurs erhofft, sondern auch für Macht, Geld und Nationalismus steht. Trotzdem ermuntern erfolgreiche Vorbilder Kinder und Jugendliche zur Nachahmung und

das wiederum ermöglicht Vereinen, Nachwuchs für den Spitzensport heranzubilden und möglicherweise sogar auch sportferne Bevölkerungsgruppen an den Vereinssport heranzuführen.

Integration in den Breitensport

„Jeder Schulschikurs, der heute nicht stattfindet, verhindert den Wintersportler und damit den Urlaubsgast von morgen!“, meint ein Vertreter des steirischen Tourismusverbands in einer Studie zu Wintersport an österreichischen Schulen.^[1] Als Erklärung für die rückläufigen Zahlen im Schulsport dient die Zuwanderung. Personen mit Migrationshintergrund, so heißt es im Executive Summary der Studie, interessieren sich zu wenig für Wintersport. Doch nicht nur für die österreichische Ökonomie ist der Sport von MigrantInnen ein höchst brisantes Thema. Neben den wirtschaftlichen Auswirkungen gibt es noch die moralischen und die gesundheitspolitischen Zielsetzungen der Politik, wenn sie den Sport der Zugewanderten auf die Agenda nimmt. Wie schauen die neuen Maßnahmen der Integration aus, die nun zunehmend zu einer Chefsache erklärt werden?

In den Nationalen Aktionsplänen (verstärkt seit 2007 und dem Beginn der unterschiedlichen Formen von Multikulturalismus-Backlash) wird Integration durch Leistung groß geschrieben. Dem Sport wird seither in den Maßnahmenpaketen der deutschsprachigen Länder ein eigenes Kapitel gewidmet (so wie beispielsweise auch der Sprache,

[1] Wintersportwochen an österreichischen Schulen – Handlungsempfehlungen für die Tourismuswirtschaft. URL: http://www.bmwfj.gv.at/Tourismus/TourismusstudienUndPublikationen/Documents/Bericht_Wintersportwochen.pdf (Stand 04.10.2013)

der Gesundheit, dem Wohnen und der Arbeit). Man ist sich derzeit in Deutschland, Österreich und der Schweiz einig – es braucht den Sport für (wirtschaftliche) Gesundheit und Integration. Im deutschen Papier wird der Sport auch deshalb gelobt, weil er eben *alle* und nicht nur die MigrantInnen integriert. Nach den jeweiligen nationalen Vorschlägen soll der Sport auf allen Ebenen – vom Spitzensport zum Vereinssport und Schulsport – neu strukturiert und allen Bürgern und Bürgerinnen leichter zugänglich gemacht werden.

Der Sport wird demnach den sozialen Zusammenhalt sichern, kulturelle Integration fördern und selbst eine Schule der Demokratie sein. Eigene Kompetenzzentren für Integration durch Sport wurden gegründet, um die Zusammenarbeit zwischen Vereinen und fördernden Stellen zu verbessern und somit Integration sicher zu stellen. Die Kinder und Jugendlichen sollen durch attraktive und speziell entwickelte Angebote „abgeholt“ werden und diese sollten deshalb niedrigschwellig, kooperativ und von Wechselseitigkeit und Diversität gekennzeichnet sein. Foucault würde darin sicher ein Beispiel für Disziplinierung des Körpers und eine beginnende Technologie des Selbst sehen. Ob das noch Spaß macht und Freiheiten ermöglicht, hängt unweigerlich von der Umsetzung in der Praxis ab.

Stellen die medialen Debatten weiterhin aktiven, oft in Vereinen organisierten Sportbegeisterten und selbsternannten Einheimischen inaktive auf die Familie konzentrierte MigrantInnen gegenüber, die man erst disziplinieren und an den Sport heranzuführen muss, so

besteht die Gefahr, dass Sport nach dem Minarett-Streit, der Zwangsehe und der Beschneidung von Knaben ein weiteres Element in der nie enden wollenden Reihe von (geschlechtsspezifischen) Forderungen nach Anpassung an eine scheinbar homogene nationale Kultur wird. Es wird also von den begleitenden Diskursen und vom Umgang mit dem gut gemeinten Sport in der Integrationspolitik abhängen, ob Sport Spaß und Integration oder ein neuer Misserfolg der Politik wird.

Erzwungene Freiheiten: zum Anzugstreit am Beckenrand

Nur 3,5 Prozent der muslimischen Mädchen weigern sich nach den neuesten Erkenntnissen in Deutschland dem angebotenen Schulschwimmen nachzukommen. Diese Zahl ist deshalb so überraschend, weil der öffentliche Diskurs den Eindruck vermittelt, die Weigerung sei fast lückenlos und das Schwimmen im Islam generell unerwünscht. Es sind allerdings nicht die Badefreuden selbst, die praktizierende Musliminnen an sportlicher Partizipation hindern, sondern die spärliche Bekleidung, die dafür derzeit in europäischen Badeanstalten als adäquat erachtet wird. Selbst historische Abbildungen von langbeinigen Streifenanzügen und knielangen Kleidern scheinen nicht von der möglichen Vielfalt von Bademoden zu überzeugen. Der Burkini oder *Haşema* – wie der zweiteilige Badeanzug mit Haube in der religiösen Modebranche der Türkei genannt wird – wird oft nicht als Lösung eines Problems (Partizipation am Schwimmunterricht) gesehen, sondern als Ausdruck einer weiteren Unvereinbarkeit von muslimischen Praktiken mit europäischen Vorstellungen von Freiheit. Statt diese modischen Schwimmanzüge der libanesisch-australischen Designerin Aheda Zanetti interessant oder gar nachahmenswert zu finden (zumal der Sonnenschutz zunehmend

für alle ein wichtiges Thema wird), werden sie von den GegnerInnen der Vielfalt als Ausdruck weiblicher Unterdrückung und als unhygienisch abgelehnt. Wenn Frauen einen Badeanzug aus einer speziellen Kunstfaser tragen, die Kleidung nicht am Körper klebt und wasserabweisend ist, dann entspricht sie allerdings allen Vorschriften von Hygiene und Sicherheit im Hallen- wie im Freibad. Will man Freiheiten fördern und Sport nicht zu einer weiteren „repressiven Autonomie“ (damit meine ich eine Autonomie, die durch Repression oder Zwang hergestellt im Effekt Unfreiheit erzeugt) verkommen lassen, dann kann dieser neuen Bademode nichts entgegengehalten werden. Über Geschmack lässt sich bekanntlich gut streiten, er bietet aber keine rechtliche Grundlage. Dementsprechend entschied ein Leipziger Gericht am 11. September 2013, dass Mädchen, wenn sie nach islamischen Vorschriften bekleidet sein können, dem Schwimmunterricht nicht fernbleiben dürfen. Damit kümmert sich das Gericht um die 3,5 Prozent, die eine Teilnahme ablehnen. Das Urteil bekräftigt aber gleichzeitig das Recht auf freie Wahl zwischen erlaubten Kleidern. Auch wenn der anti-muslimische Rassismus, der Parallelwelten aufbläht, nur indirekt in die Schranken gewiesen wird, wirkt dieses Urteil bestrebt, illiberale Ansätze zu vermeiden und kreative Lösungsansätze für einen Kompromiss aus der Praxis aufzugreifen.

Vielleicht gibt es neben kreativer Kleidung für die Teilnahme von muslimischen Judokerinnen, Fußballerinnen, Skispringerinnen und Läuferinnen an den nächsten olympischen Spielen und Weltmeisterschaften auch neue Ideen gegen Zwangsumsiedlung, Zwangsarbeit und Umweltschäden durch Sport – wie dies derzeit aus Russland, Brasilien oder Katar berichtet wird.

Sabine Strasser ist Professorin am Institut für Sozialanthropologie an der Universität Bern.

Sport für Entwicklung

Neue soziale Bewegung oder neo-koloniales Entwicklungsmodell?



In Kürze beginnt auf dem staubigen Parkplatz vor dem City-Stadion das Training. Der Sitz des Vereins ist ein winziger Raum im Stadion. Eigentlich ist es die VIP-Toilette, darf aber vom FC SHY mitbenutzt werden. Mit Stolz präsentiert Coach Alex die neuen Spielerpässe, denn seit heuer spielt man erstmals in der Bezirksliga. Der FC SHY ist aber kein ganz normaler Verein. SHY steht für „Stadium Homeless Youth“ und es geht um die soziale Wiedereingliederung von Straßenkindern.

Der ehemalige Fußballprofi Alex Mwangi gründete das Projekt „*Stadium Homeless Youth*“ vor vier Jahren. „Ich habe gesehen wie die Jungs in den Blumenbeeten des Kreisverkehrs schliefen und habe sie gefragt, ob sie Fußball spielen und ihren Lebensunterhalt selber verdienen wollen.“ Mittlerweile kümmert sich Alex um 15 Jugendliche im Alter von 12 bis 18. Gemeinsam wurde eine öffentliche Toilette gebaut, mit der Benützungsgeld wird die Miete für ein Zimmer gezahlt. Da schlafen die Jugendlichen in einem großen Bett.

SHY ist nur eines von mehreren Dutzend „Sport für Entwicklung“-Projekten allein in Kenias Hauptstadt Nairobi. Auch anderswo im Globalen Süden wird Sport verstärkt als

Instrument für die soziale Entwicklung eingesetzt. Die Palette reicht von HIV/AIDS-Aufklärung im südlichen Afrika, über Konfliktprävention durch Straßenfußball in Kolumbien bis zu Empowerment von Mädchen in Indien (vgl. Coalter 2013). Die Anzahl einschlägiger Organisationen und Projekte ist in den letzten zehn Jahren kompetent gestiegen. Die internationale Online-Plattform für Sport und Entwicklung zählt derzeit weltweit 505 aktive Organisationen^[1]. Aufgrund des fehlenden technischen Zugangs, beträgt die Zahl der aktiven NGOs wohl ein Vielfaches. Seit 2008 hat sich die Zahl der registrierten Organisationen zudem beinahe verdreifacht.

Ein wichtiger Motor für die Herausbildung einer globalen „Sport

für Entwicklung“-Bewegung sind die Vereinten Nationen und deren Politik-Agenda der Millenniums-Entwicklungsziele (MDGs). Im Jahr 2003 wurde die UN-Resolution 58/5 verabschiedet, darin wird der Sport als Mittel zur Förderung von Bildung, Gesundheit, Entwicklung und Frieden propagiert. 2005 folgte das UN-Jahr des Sports, das den Sport als kosteneffektives Instrument zur Erreichung der MDGs preist (vgl. Kidd 2008).

Bis dahin hatte Sport in der Entwicklungszusammenarbeit keinerlei Bedeutung, doch nun entdecken unterschiedliche Akteure das Potential des Sports für die soziale Entwicklung marginalisierter Gruppen und Regionen. Zu den Hauptakteuren gehören die Entwicklungsagenturen reicher Länder wie Kanada, Norwegen oder die Schweiz, internationale NGOs wie *Right to Play* des ehemaligen

[1] http://www.sportanddev.org/en/connect/organisations/organisations_list (Stand: 23.09.2013)



FC SHY; Foto: Kurt Wachter

Olympiasiegers im Eisschnelllauf, Olav Koss, oder auch Stiftungen wie *Laureus*, hinter der Mercedes und Vodaphone stehen (vgl. Levermore 2011). Auch die großen Sportorganisationen wie FIFA und das IOC gehören zu den treibenden Kräften der neuen Bewegung. Beispielsweise finanziert die FIFA maßgeblich die NGO *streetfootballworld*, die von Berlin aus weltweit mit 85 Netzwerkpartnern kooperiert.

Sport als mythisch-religiöser Heilsbringer

Sport for Development and Peace wird also zunehmend zu einem anerkannten Ansatz in der Praxis und den Politiken der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Und auch die Sozialwissenschaften arbeiten an der Institutionalisierung des Bereichs: Neue akademische Studiengänge, Konferenzen, wissenschaftliche Zeitschriften und Projekte entstehen und widmen sich der Erforschung des „neuen“ Phänomens. Evaluierungen zeigen, dass sport-basierte Entwicklungsprogramme wirksam sind, beispielsweise in der Arbeit mit stigmatisierten Gruppen, wie etwa die Aktionsforschung des sambischen Sportsoziologen Oscar Mwaanga (2011) mit AIDS/HIV-positiven Jugendlichen zeigt.

Neuere Studien setzen sich durchwegs kritisch mit der Methode „Sport und Entwicklung“ auseinander. Eine Kritik zielt auf die normative und verdinglichte Vorstellung von Sport ab. Sogenannte *sport evangelists* – wie sie der schottische Soziologe Richard Gulianotti (2004) treffend nennt – würden eine immanent positive Wirkung des Sports behaupten, die auf zwei Annahmen beruht: Erstens, dass Sport seinem Wesen nach gut und rein wäre und dass diese Qualitäten allen zu Teil würden, die Sport betreiben (vgl. Coackley 2011).

Anders ausgedrückt, Sport ist eine universell einsetzbare Wunderwaffe gegen (fast) alle gesellschaftlichen Probleme. Das Problem dabei ist, dass eine Mehrzahl der „Sport für Entwicklung“-Projekte auf solchen essentialistischen Vorstellungen von Sport basieren. Man könnte das als simplen Idealismus abtun, wenn das *Sport und Entwicklungs-Modell* der „Sport-Evangelisten“ nicht auch fragwürdige neoliberale und neokoloniale Diskurse unterfüttern würde.

In einer Untersuchung zu Jugendsport und den damit verbundenen ideologischen Annahmen meint der Soziologe Jay Coakley (2011), dass die Glaubenssätze der „Sportevangelisten“ einen neo-liberalen Entwicklungsansatz inspirieren würden. Sportprojekte wür-

den bei Jugendlichen vor allem persönliche Eigenschaften wie Disziplin und Selbstbewusstsein fördern, die für den individuellen Erfolg in einem marktorientierten Gesellschaftssystem wichtig sind. Ein Entwicklungsbegriff, der einerseits auf das kollektive Vorankommen der Community abzielt und andererseits auf die strukturellen Gründe von Armut reflektiert, bleibt dabei ausgespart.

Zudem wird kritisiert, die im Globalen Norden entstandenen neo-liberalen Modelle von Sport und Entwicklung in die Länder des Südens zu exportieren und dort anzuwenden. In den Augen von Giulianotti (2004: 356) handelt es sich dabei um „eine Form der neokolonialen Neupositionierung“. Der Ansatz, über Sport Jugendliche von Alkohol, Glücksspiel und sexueller Aktivität abzuhalten, sei in Großbritannien längst gescheitert. Jetzt würde aber so getan, also ob junge Menschen in den Ex-Kolonien für die selbstbeherrschenden Botschaften des Sports empfänglicher wären.

Disziplin und Moral durch Sport

Die Idee, über Sport das Verhalten bei Jugendlichen zu beeinflussen, gehörte bereits zum Repertoire der imperialen Pädagogik. Ab den 1920er Jahren propagierten Missionare und



Homophobie im Sport tritt nicht nur im Zusammenhang mit Fußball auf und ist auch nicht ausschließlich den Fans zuzuschreiben. Für mehr Problembewusstsein plädiert **Nikola Staritz**.



auf Seite
24

Kolonialbeamte nach dem Vorbild der britischen *Public Schools* Teamsportarten als Instrument der Persönlichkeitsbildung. Gemäß der Vorstellung eines „muskulären Christentums“ sollten jungen, afrikanischen Männern westliche moralische Werte und Disziplin aneignet werden (vgl. Wachter 1986). Heute findet eine Großzahl der *Sport und Entwicklungs-Interventionen* im sub-saharischen Afrika statt und bedient sich des Fußballs. Der populäre Fußball ist unzweifelhaft ein koloniales Erbe und trotz einer indigenen, kulturellen Aneignung ist Fußball nach wie vor sehr stark maskulin verfasst. Die Reflexion über die eigene neo-koloniale Verfasstheit beginnt innerhalb der „neuen“ Bewegung erst langsam. Dabei sind die kolonialen Beziehungsmuster zwischen Nord und Süd unverkennbar.

Im Gegensatz zur entwicklungspolitischen Rhetorik, die Partnerschaft und lokales „Ownership“ hervorhebt, folgt *Sport und Entwicklung* den traditionellen Pfaden der Entwicklungshilfe. Es geht dabei um den angeblich politisch neutralen Transfer von Ressourcen in den Globalen Süden. In dieser asymmetrischen Beziehung zwischen Gebern und Empfängern werden aber auch nicht-materielle Ressourcen wie Wissen, Ideologien und Methoden in nur eine Richtung übermittelt. Anders ausgedrückt, die „Wahrheit“ über die Entwicklung wird im Globalen Norden produziert und dann in den Ländern des Südens implementiert. Die meisten bekannten *Sport und Entwicklungs-Programme* in Afrika sind entweder im Norden entwickelt oder wurden von Experten aus dem Westen dort ins Leben gerufen. Beispiele dafür sind *Right To Play* (Kanada), *Play Soccer* (USA) oder die erfolgreiche Fußballschule von *Delta Cultura*

auf den Kap Verden, ein ursprünglich österreichisches Projekt, das mittlerweile ein durch das FIFA-Football for Hope-Programm gefördertes Bildungs- und Gesundheitszentrum betreibt.

Neo-koloniale Beziehungen

Die Abhängigkeit der lokalen NGOs von den „Partnern“ im Norden zeigt sich am Beispiel der *Mathare Youth Sport Association* (MYSA) in Kenia. MYSA wurde 1987 vom Kanadier Bob Munro in Mathare, einem der größten Slums in Nairobi, gegründet. Um in einer der vielen MYSA-Ligen Punkte für das eigene Team zu sammeln, müssen die Spieler_innen Community-Arbeiten wie Müllsammeln verrichten. Mit über 25.000 aktiven jungen Mitgliedern wuchs MYSA zum größten Fußball-Entwicklungsprojekt auf dem Kontinent heran. Im vergangenen Jahr wurden Vorwürfe laut, wonach Spieler_innen ihr Alter manipulierten, um an Turnieren in Norwegen teilnehmen zu können. Zudem wurde ein zehn Jahre alter Fall wieder aufgerollt, bei dem ein Trainer zwei Spielerinnen sexuell missbrauchte. Der größte Fördergeber aus Norwegen nahm die Vorwürfe zum Anlass, die langjährige Kooperation mit MYSA zu beenden. Die Folge ist, dass die Aktivitäten fast zum Erliegen kamen. Die Zahl der Teams reduzierte sich von 1153 (2012) auf 528 (2013), was eine Halbierung der aktiven Jugendlichen bedeutet.

Einer, der von MYSA profitierte, ist Alex Mwangi, der Initiator von FC SHY. Aufgewachsen in den Eastlands von Nairobi schaffte Alex Ende der 1990er Jahre den Sprung in den Profifußball und spielte als Tormann für *Mathare United*, dem Erstligateam von MYSA. Noch heute arbeitet er als

Tormannstrainer für *Mathare United*. Mit dem SHY-Projekt will er mit den Straßenkindern seinen eigenen Erfolg teilen. Auf Spenden aus dem reichen Norden will er nicht angewiesen sein, das Projekt generiert seine bescheidenen Mittel selber und bleibt damit unabhängig. Nach dem Training vor dem holprigen Platz vor dem City-Stadion meint Alex allerdings, das einzige, was die Jugendlichen immer brauchen würden, sind gebrauchte Fußballschuhe aus Europa.

Literatur:

Coalter, Fred (2013): *Sport for Development: What game are we playing?* London: Routledge.

Giulianotti, Richard (2004): *Human Rights, Globalization and Sentimental Education: The Case of Sport*. In: *Sport in Society: Cultures, Commerce, Media, Politics* 7 (3): 355-369.

Houlihan, Barrie / Green, Mick (Hg.) (2011): *Routledge Handbook of Sports Development*. London: Routledge Palgrave.

Kidd, Bruce (2008): *A new social movement: Sport for development and peace*. In: *Sport in Society* 11 (4): 370-380.

Kreisky, Eva / Spitaler, Georg (Hg.) (2006): *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt: Campus.

Levermore, Roger (2011): *Sport in international development. Facilitating improved standard of living*. In: Houlihan / Green (Hg.): 285-307.

Mwaanga, Oscar (2011): *Understanding and Improving Sport Empowerment for People Living with HIV/AIDS in Zambia*. Ph. D. Thesis, Leeds Metropolitan University.

Wachter, Kurt (2006): *Fußball in Afrika: Kolonialismus, Nationsbildung und Männlichkeiten*. In: Kreisky / Spitaler (Hg.): 277-295.

Kurt Wachter gründete die Antirassismus-Initiative *FairPlay. Viele Farben*. Ein Spiel am Wiener Institut für internationalen Dialog und Zusammenarbeit (VIDC), wo er seit 1997 beschäftigt ist. Derzeit absolviert er ein Master-Programm zu Sport and Development an der Southampton Solent University in Großbritannien.

Matthias Bogner, Generalsekretär des Österreichischen Behindertensportverbands, im Stimme-Gespräch

„Mehr Sport als man glaubt“



Matthias Bogner; Foto: Luci Pajzer

Der Österreichische Behindertensportverband (ÖBSV) wurde 1958 gegründet. Das Anliegen ist die Förderung von Sport für erwachsene und jugendliche Menschen mit Behinderung und somit ihrer sozialen Integration. Cornelia Kogoj sprach mit dem Generalsekretär Matthias Bogner über Thomas Geierspichlers WM-Medaille, das Glück der Paralympischen Spiele in London, Doping im Behindertensport und den Unterschied zwischen Paralympics und Special Olympics.

Herr Bogner, Sie kommen aus dem Spitzensport für nicht-behinderte Menschen und sind seit November vergangenen Jahres Generalsekretär des Österreichischen Behindertensportverbandes, was sind Ihre Aufgaben?

Der Österreichische Behindertensportverband ist einer der drei großen Behindertensportverbände hierzulande. Zusätzlich gibt es noch das Österreichische Paralympische Committee (ÖPC) und die Special Olympics Österreich (SOÖ).

Wir als ÖBSV verstehen uns als das Herz des gesamten Behindertensports. Wir bieten vom Rehabilitationssport

über den Breiten- bis hin zum Spitzensport alles an; wir betreuen, wir entwickeln, wir fördern.

ÖPC und SOÖ hingegen sind Entscheidungsgremien für unsere Aktiven zu Paralympischen (Winter-) Spielen beziehungsweise zu Special Olympics. Das ÖPC ist das Pendant zum Österreichischen Olympischen Komitee – bei den Paralympics stehen daher Wettkampfgedanke und Leistungsaspekte ultimativ im Vordergrund. Bei den Special Olympics, an denen ausschließlich Menschen mit mentaler Beeinträchtigung teilnehmen können, ist hingegen das Motto „Dabeisein ist alles“. Der bedeutendste Mentor für die Specials ist wohl „unser“ Arnold Schwarzenegger.

Der ÖBSV ist also nicht nur für den Spitzensport zuständig?

Nein, keinesfalls, wir investieren sogar mehrheitlich in den Breitensport. Wir sprechen die Menschen bereits direkt in der Rehabilitation an und bieten ihnen die Möglichkeit, aus mehreren Sportarten zu wählen. Es ist ja nicht von vornherein klar, welchen Sport man in der neuen Lebenssituation betreiben kann, was einem am besten gefällt und wo man sein größtes Talent hat. Um das herauszufinden bieten wir zudem auch so genannte Behinderten-Sportwochen an, wo Aktive mit und ohne Beeinträchtigung gemeinsam teilnehmen. In Zukunft

wollen wir diese Sportwochen qualitativ und quantitativ intensivieren.

Im Spitzensport erbringen unsere Sportlerinnen und Sportler großartige Leistungen. Weil ich aus dem Spitzensport komme, erlaube ich mir das zu behaupten. Da steckt sehr, sehr hohe Qualität dahinter – es geht um mehr Sport als man glaubt.

In diesem Zusammenhang ist natürlich entsprechende Öffentlichkeitsarbeit von großer Bedeutung. War es bis vor einigen Jahren quasi unmöglich Aufmerksamkeit zu erlangen, so ist es heute mittlerweile auch den großen, bundesweiten Medien mehr als eine Kurznachrichte wert, wenn unsere Aktiven bei einer Weltmeisterschaft Medaillen erringen. Thomas Geierspichler und Günther Matzinger, um nur zwei ganz Große des Sommersports zu nennen, die auch bei der diesjährigen Leichtathletik-Weltmeisterschaft wieder Medaillen errungen haben, sind der sportinteressierten Öffentlichkeit längst ein Begriff.

Die letzten Paralympics in London 2012 waren für den heimischen Behindertensport und seine öffentliche Wahrnehmung von großer Bedeutung. Nachdem die österreichischen Olympioniken ein paar Wochen zuvor bei den Olympischen Spielen leider keinen Erfolg gehabt haben, sollte der Erfolgshunger durch die heimischen Paralympics gestillt werden – und wir haben alles richtig gemacht und waren sehr erfolgreich. Eine wunderbare Geschichte!

Wie schaut denn die Zusammenarbeit mit Nicht-Behinderten-Sportverbänden aus?

Dazu ein aktuelles Beispiel: Ab 1. Jänner 2014 wird ein neues Bundes-Sportförderungsgesetz in Kraft treten, das sehr viel Neues für den österreichischen Sport und so auch für den österreichischen Behindertensport bringen wird. Ohne jetzt auf Details eingehen zu wollen, es birgt für den Behindertensport eine große Chance, aber auch ein ebenso großes Risiko.

Man hat im Gesetz den Begriff der Inklusion mehrfach strapaziert – nach der Devise „Integration war gestern“ soll der Behindertensport nun in den Nicht-Behinderten-Sport inkludiert werden. Das kann aus der Sicht des ÖBSV am ehesten im Bereich des Spitzensports funktionieren. Ich erwarte mir da sogar nicht unwesentliche strukturelle und inhaltliche Synergieeffekte; aktuell führen wir jedenfalls intensive Gespräche mit den in Frage kommenden Sportverbänden.

Wie erfolgt denn die Einteilung der SportlerInnen in die unterschiedlichen Klassen?

Die sogenannte Klassifizierung, das ist die Bewertung und Einstufung von Beeinträchtigungen, ist national wie international eindeutig geregelt und daher relativ unproblematisch. Für gelegentlich mehr Diskussionsstoff sorgen die Entscheidungen hinsichtlich Zusammenlegung von Wettkämpfern unterschiedlicher Kategorien oder das generelle Streichen von Wettbewerben für bestimmte Klassen.

Ist Doping auch im Behindertensport ein Problem?

Grundsätzlich nicht mehr oder weniger als dies im Nicht-Behinderten-Sport der Fall ist; es haben ja die gleichen Anti-Doping-Richtlinien Gültigkeit. Vielleicht haben unsere Aktiven aufgrund ihrer persönlichen Leidensgeschichte oftmals mehr mit Medizin und Medikamenten zu tun, was natürlich ein höheres Risiko in sich birgt – auf der anderen Seite sind sie vielleicht gerade deshalb auch geschulter und daher sensibler im Umgang.

Ist der Behindertensport ein westliches Phänomen?

Mag sein, dass es hier global gesehen sehr unterschiedliche Ausprägungen gibt. Da habe ich noch zu wenig Expertise um das wirklich beurteilen zu können – ich bin ja gerade einmal ein gutes

Halbjahr intensiv im Behindertensport tätig. Guten Gewissens traue ich mich aber zu behaupten, dass Rehabilitationssport im Westen sehr gut entwickelt ist; Österreich hat hier mit den Rehabilitationszentren der AUVA (Allgemeine Unfall-Versicherungsanstalt, Anm.) besonders hohe Qualität aufzuweisen. Und im Spitzensport ist das Ende der Fahnenstange ganz sicherlich noch nicht erreicht – weder im Westen noch im Osten – und das trotz enormer Entwicklung in den letzten Jahren.

Die nächsten Olympischen Winterspiele werden 2014 im russischen Sotschi stattfinden. In einem Land, in dem die Rechte insbesondere der Lesben, Schwule und Transgender-Personen stark beschnitten werden. Es gibt derzeit große Kritik an der Vergabe des Internationalen Olympischen Komitees. Gibt es darüber eine Diskussion im Österreichischen Paralympischen Komitee bzw. im Behindertensportverband?

Ein wesentliches Element olympischer und paralympischer Spiele ist unter anderem die Freiheit von Politik; dies gilt für alle Beteiligten, insbesondere für Aktive, Funktionäre, Veranstalter und entsendende Komitees. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass ein Olympia-Boycott nur eine Eintragung in die Geschichtsbücher ist und inhaltlich nichts bewirkt.

Ein Boycott von Spielen ist aus meiner Sicht nicht nur kein geeignetes Mittel des Protests, sondern auch eine strategische Bankrott-Erklärung. Bedenken wir doch alleine das damit verbundene Unrecht gegenüber den Aktiven, die sich aufgrund einer politischen Entscheidung höheren Ortes um die Teilnahme und den Erfolg bei der weltweit wichtigsten Groß-Sportveranstaltung geprellt sehen.

Mehr über den Österreichischen Behindertensportverband unter:
www.oebstv.or.at



Wenn Sport Geschichte wird

Hakoah Wien - ein jüdischer Sportverein

Wie sich in der Geschichte und Gegenwart eines Wiener Sportvereins ein ganzes Jahrhundert spiegelt.

Es gibt Neubauten, die Geschichte atmen. Das im März 2008 errichtete und seither fortlaufend erweiterte S.C. HAKOAH Karl Haber Sport- und Freizeitzentrum im Wiener Prater ist so einer. Auch wenn das zeitgenössische Design und das umfangreiche Angebot des Zentrums darauf angelegt sind, die Hakoah Wien als modernen, zukunftsorientierten Sportverein zu präsentieren, kann man sich der Geschichtsträchtigkeit dieses Ortes schwer entziehen; nicht zuletzt weil das Gebäude neben den zahlreichen Sport- und Freizeitktionen ebenfalls ein Museum beheimatet. Um die Bedeutung dieses Baus für die jüdische Gemeinschaft in Wien und ihr Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung zu verstehen, ist es – wie so oft – nötig einen Schritt zurück in die Geschichte zu tun. Eine Geschichte, die im Fall Hakoah bereits über hundert Jahre umfasst: Hundert Jahre durchzogen von Höhenflügen und Niederlagen, Verfolgung, Zerstörung und Neubeginn.

Gegründet wurde die Hakoah 1909 im akademischen Milieu der Universität Wien und bereits die Intention hinter dieser Gründung hebt sie von anderen Sportvereinen ab, denn es war erklärtes Ziel, mit einem jüdischen Sportverein, dem um die Jahrhundertwende vorherrschenden antisemitischen Stereotypus

des körperlich schwachen Juden entgegen zu wirken und einen Ausgleich für die Diskriminierung jüdischer Sportler und Sportlerinnen in nicht-jüdischen Sportclubs zu schaffen. Damit folgten die Gründer durchaus dem Zeitgeist, denn seit Max Nordau, Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation, 1898 am 2. Zionistenkongress den Begriff des *Muskeljuden* geprägt hatte, wurde diese Figur zum Symbol eines neuen selbstbewussten jüdischen Selbstverständnisses. Dementsprechend wurde die Hakoah Wien auch zum Vorbild für die Gründung anderer jüdischer Sportvereine in Österreich und sogar Deutschland.

Als legendär blieben vor allem die Erfolge der Fußball- und Wasserballmannschaft in Erinnerung, aber auch die Ringer sowie Schwimmer und Schwimmerinnen gehörten zur Weltspitze. Sie starteten bei olympischen Spielen und errangen nationale, wie internationale Titel. Der Fußballmannschaft der Hakoah Wien gelang es 1924/25 sogar den österreichischen Meistertitel einzufahren. Unter den Schwimmerinnen finden sich die EM-Bronzemedallengewinnerinnen Fritzi Löwy und Hedy Bienenfeld, was aktuell auch Schwimmstar Markus Rogan dazu veranlasste, als Fundraiser für die Hakoah aufzutreten.

Sogar in der Literatur kann sich die Hakoah verewigt wissen, schildert doch Friedrich Torberg, zeitlebens begeisterter Wasserballer und Hakoahner, in seinen Texten immer wieder enthusiastisch seine Erlebnisse bei der Hakoah. In einem Brief aus dem amerikanischen Exil schreibt er: „Es war die Hakoah, die mir die ersten Begriffe von jüdischem Sport, von jüdischer Haltung und vielleicht vom ‚Judentum‘ überhaupt beigebracht hat“.^[1]

Die großen Erfolge, die die Hakoah-Sportler und Sportlerinnen für Österreich erzielten, konnten den Verein aber nicht vor der Aggression der Nationalsozialisten retten und so wurde die Hakoah Wien, nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland im März 1938, zerschlagen. Die Sportstätten wurden beschlagnahmt und der SA-Standarte 90 in Pacht gegeben, die Mitglieder ermordet oder vertrieben.

Vor diesem historischen Hintergrund ist die erfolgreiche Neugründung nach dem Zweiten Weltkrieg besonders eindrucksvoll. Der enorme Zustrom, den die Hakoah in den turbulenten Nachkriegsjahren hatte, machte sie schnell erneut zu einem der mitgliederstärksten Sportklubs Österreichs. Dass dies nach den düsteren Jahren

zwischen 1938 und 1945 möglich war, zeugt von der großen Widerstandsfähigkeit dieses Sportvereins, der immer auch mehr war, als nur ein Sportverein. Dementsprechend stand die Neugründung auch im Zeichen der Schaffung einer neuen, positiv konnotierten jüdischen Identität der zurückgekehrten Wiener Juden und Jüdinnen. Die kulturelle Arbeit, die die Hakoah neben dem Sportangebot generierte, wurde von vielen als Schritt in Richtung einer neuen Lebensnormalität gesehen. Auch wenn es nicht ganz möglich war in allen Bereichen anzuknüpfen. So bleiben etwa die umfangreichen Aktivitäten der Zwischenkriegszeit unübertriften, zumindest vorerst. Damals organisierte der Sportklub neben einem vereinseigenen und hoch angesehenen Orchester auch zahlreiche Feste, Kinderprogramme und Fotoausstellungen. Die einmal jährlich veranstaltete Hakoah-Redoute gehörte zu den beliebtesten Bällen Wiens. Die Theater-, Kabarett- und Tanzveranstaltungen galten als zusätzliche Einnahmequelle.

Zumindest an die Fest-Tradition will man heute wieder anknüpfen und auch das Konzept des *S.C. HAKOAH Karl Haber Sport- und Freizeitzentrum* weist deutlich über das Selbstverständnis eines herkömmlichen Sportvereins hinaus: Neben den traditionellen Sportsektionen wie Basketball, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Touristik- und Skiklub, Wandern und seit Neuestem auch Boxen, Ringen und Judo, verfügt der Bau über ein Fitnesscenter, einen Wellnessbereich, einen Bereich für Physiotherapie und ein Restaurant. Ebenso angeschlossen sind ein Shop und das bereits erwähnte *Leopold-Böhm-Museum*.

Der Weg zurück in den Prater war allerdings lang und steinig, denn wie in vielen Restitutionsfällen hat sich die Zweite Republik auch bei der Rückgabe

der Hakoah-Sportstätten nicht mit Ruhm bekleckert. So sollte es sieben Jahrzehnte dauern, bis die Rückkehr auf das ursprüngliche Vereinsgelände gelang. Möglich war dies nur durch ein „Gerechtigkeitsfenster“, das sich während der Restitutionsgespräche 2000/01 mit den Vertretern der österreichischen Republik aufgetan hat, wie es Paul Haber, aktueller Hakoah-Präsident und Sohn des legendären Schwimmers Karl Haber, bei seiner Eröffnungsrede formulierte. Auf der Basis des Washingtoner Abkommens zur Entschädigung für den Vermögensraub der Nazis wurden dem Verein sieben Millionen Euro zur Verfügung gestellt und die geraubten Grundstücke zurückgegeben. Das neue Sportzentrum macht nach diesem Ringen seinem Namen – *Hakoah* kommt von dem hebräischen Begriff für Kraft – alle Ehre.

Der lange Weg in den Prater, er hat sich ausgezahlt. Heute zählt die Hakoah Wien mehr als 500 Mitglieder und bildet einen wichtigen Bestandteil des Wiener Sportlebens. Ein Fixpunkt für die Vereinsmitglieder sind die alle vier Jahre stattfindende *Maccabi Games*, die jüdischen Weltsportspiele, die 1932 erstmals in Tel Aviv ausgetragen wurden. Und vor zwei Jahren fand ein weiterer, ausgewiesener Höhepunkt für die Wiener Hakoahner und Hakoahnerinnen statt: 2011 war die österreichische Hauptstadt erstmals der Austragungsort der europäischen Makkabiade, den ebenfalls im Vierjahresrhythmus stattfindenden jüdischen Europameisterschaften. Die tausenden jüdischen Sportler und Sportlerinnen, die sich zum ersten Mal seit 1945 auf deutschsprachigem Gebiet versammelten, markierten einen besonderen Moment in der Geschichte der Makkabiade.

Bei der diesjährigen 19. globalen Makkabiade in Israel mit insgesamt 7.500 Teilnehmenden aus 77 Ländern,

konnte die österreichische Delegation zwar nur 12 Sportler und Sportlerinnen stellen, diese verhalfen Österreich aber zu immerhin sechs Medaillen, darunter Gold für Joyce Rohrmoser im Golf und Heidi Gerger Wozasek im Tennis. Ebenso zweimal Silber für Schwimmer Thomas Neufeld und Bronze für Martin Engelberg und Ronald Sinai, sowie Gerger Wozasek und Andrea Kraus im Tennisdoppel.

Paul Haber kann sich demnach in seinen Worten zur Eröffnungsfeier 2008 bestätigt sehen: „Die Hakoah lebt!“ Und sie lebt nicht nur im Sport. Auch in der zeitgenössischen Literatur hat sie wieder Beachtung gefunden. So widmet etwa der britische Schriftsteller Franklin Foer, in seinem 2006 auf Deutsch erschienen Buch *Wie man mit Fußball die Welt erklärt*, dem Wiener Sportverein ein ganzes Kapitel. Mit ihrer durchwachsenen Geschichte scheint die Hakoah Wien einen dankbaren Stoff zu bieten, vor dem sich weit verzweigte Lebensgeschichten spinnen lassen. Denn auch die israelische Regisseurin und Autorin Yael Ronen betrachtet in ihrem Stück *Hakoah* die Geschichte des Sportklubs durch die Brille ihrer eigenen Familiengeschichte. Die Inszenierung, der in Kritiken das Prädikat eines Theaterwunders verliehen wurde, kam 2012 am Grazer Schauspielhaus zu Aufführung.

Die Kraft der Hakoah, sie hat mehr als 100 Jahre voller Höhenflüge und Niederlagen überdauert. Vielleicht dürfen wir sogar 2024/25 wieder mit einem österreichischen Fußballmeister aus dem Wiener Prater rechnen. —

Literatur:

Betz, S. H./Löscher, M./Schönberger P. (Hrsg.) (2009): ... mehr als ein Sportverein 100 Jahre Hakoah Wien 1909-2009. Wien: Studien Verlag.

Foer, Franklin (2006): *Wie man mit Fußball die Welt erklärt*. München: Heyne Verlag.

Kathrin Klöckl ist Literaturwissenschaftlerin und forscht an der Schnittstelle von Literatur, bildender Kunst und Philosophie. Sie ist Redakteurin bei Radio Stimme und Redakteurin bei DENKT.AT

^[1] Makkabi und Hakoah: Die Geschichte des jüdischen Sports. URL: <http://dastandard.at/1310511182922/Makkabiade-Makkabi-und-Hakoah-Die-Geschichte-des-juedischen-Sports> (Stand: 18.09.2013)

^[2] „Hakoah Wien“: Genial ins rechte Eck genagelt. URL: Die Kleine Zeitung, 14.10.2012 <http://www.kleinezeitung.at/steiermark/graz/graz/3142000/genial-ins-rechte-eck-genagelt.story> (Stand 18.09.2013)

Sturm der Liebe

Homosexualität im Sport

Über eine spezielle Beziehung und warum sich ohne Anti-Sexismus-Arbeit kaum was ändern wird

2014 Olympische Spiele in Sotschi, Russland. 2018 Männerfußball-WM in Russland, 2022 in Katar. Wo 2026 weltmeisterlich gekickt wird? Noch unbekannt. Vielleicht Papua Neuguinea ... Was diese Länder gemeinsam haben? Zumindest eines, nämlich dass Menschenrechte und damit die Rechte von LGBTIQs (Akronym für: lesbian, gay, bisexual, transgender, intersex and queer/questioning) nicht hoch angeschrieben sind. Immerhin, es regt sich Widerstand gegen die Vergabe-Politik der FIFA (Fédération Internationale de Football Association) und des IOC (International Olympic Committee). Die aktuelle Debatte dreht sich auf einer globalen, menschenrechtlichen und sportpolitischen Ebene um die Frage, ob die Olympischen Spiele in Russland boykottiert werden sollten (wozu sich wohl kein Land überwinden wird), aber auch darum, wie die Aufmerksamkeit rund um die Großveranstaltungen dafür genutzt werden könnte, auf die Missstände aufmerksam zu machen. Das zeigt einmal mehr was gerne geleugnet, aber doch so offensichtlich ist, nämlich die gesellschaftliche Fundiertheit und Rolle des Sports und eines globalisierten Sportbetriebes – und widerlegt den Irrglauben, Sport sei „eine Welt für sich“ und damit politikfrei.

Abseits davon gibt es immer wieder Konjunkturen in der öffentlichen Diskussion um Homosexualität im Sport, die meist eines gemeinsam haben: Sie beginnen und enden bei der Frage nach einem Coming Out. „Warum

gibt es keinen öffentlich schwulen Fußballer?“ „Ist Denis Rodman nun schwul oder nicht?“ Frauensport und Sportlerinnen interessieren auch in diesem Zusammenhang recht wenig. „Und was ist denn jetzt mit dem Philipp Lahm?“ Fragen wie diese und – von den Betroffenen meist heftig geleugnet – Gerüchte um die sexuelle Orientierung von X, Y und Z scheinen der einzige massentaugliche Umgang mit struktureller Diskriminierung nicht-normativer Sexualität und der vermeintlichen Unvereinbarkeit „harter“ Sportarten mit männlicher Homosexualität und, andersrum, der Gleichsetzung von „harten“ Frauensport mit weiblicher Homosexualität zu sein.

Dabei geht die Reduktion auf öffentlichkeitswirksame und skandalumwitterte Coming Outs weit am eigentlichen Thema vorbei. Die Debatte geht sogar nach hinten los, wenn mal wieder zur kollektiven Jagd nach dem „schwulen Super-Sportler“ angesetzt wird. Gesellschaftliche Verhältnisse, die es für viele auch hierzulande immer noch klüger erscheinen lassen, die eigene sexuelle Orientierung versteckt zu halten, geraten nämlich aus dem Blick und werden systematisch ignoriert. Ja als geradezu feige standen in Deutschland plötzlich, nachdem die Debatte um ein Profi-Coming Out letzten Herbst wieder einmal wütete, all jene da, die sich wohl aus guten Gründen nicht zu outen „getrauten“.

Ambivalent kann das Verhältnis insbesondere des Fußballs mit dem

Thema Homosexualität beschrieben werden: Einerseits nur ja nicht darüber reden, andererseits ist eine starke Sehnsucht nach einem Coming Out zu verzeichnen. Aber kann die Offenbarung über die Sexualität einer Person im Österreich des 21. Jahrhunderts wirklich noch irgendwen hinter dem Tisch hervorlocken? Ja, sie kann! Und das trotz ständiger Behauptungen – zufälligerweise meist aus dem Munde diskriminierungsbefreiter heterosexuell lebender Menschen –, dass das doch heutzutage wirklich keine Fliege mehr interessiere. Ja, die Frage danach wie systemkonform sich mein Leben gestaltet, hat immer noch verdammt viel Bedeutung – neben der Frage nach einem würdigen, integren, selbst bestimmten Leben geht es oftmals auch immer noch um Fragen des Überlebens.

Warum ist es im Sport so viel schwieriger, Akzeptanz für LGBTIQs zu schaffen als in anderen gesellschaftlichen Sphären, wo die sogenannte „Integration sexueller Minderheiten“ schon viel weiter vorangeschritten ist (böse Zungen könnten auch von einer Ein- und Anpassung bzw. Vereinnahmung und damit Normierung bestimmter – weil einer heterosexuellen Matrix folgender – les-bi-schwuler Lebensentwürfe sprechen)? Ist es die Körperlichkeit, die sportlicher Betätigung immanent ist, ist es die mediale Öffentlichkeit, sind es die Fans oder ist es eine Frage der Vermarktung? Dass es gerade im Männerfußball in Europa so schwierig ist einen gewaltfreien Umgang mit

Homosexualität auf den Tribünen wie auch auf dem Rasen zu etablieren, wird unter anderem damit begründet, dass Fußball als Nationalsport Nummer Eins genauso männerbündisch fundiert und verteidigt wird wie andere elitäre Seilschaften (Management, hohe Politik, Exekutive, Blasmusik). In Ländern, wo Fußball keine so wichtige Rolle spielt, kein Leitsport ist, hat es einerseits der Frauenfußball leichter und andererseits ist der Druck zur Konformität geringer. Männerbünde basieren immer auf einer exzessiv zur Schau gestellten und gelebten Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit – zweites weil Frauen so und so weniger wert sind und ersteres um sich klar heterosexuell zu outen trotz zelebrierter, besungener und bejubelter Homoerotik. Die Homoerotik ist ein weiterer Faktor, warum es unmöglich erscheint, dass ein Sportler schwul sein könnte – dann gäbe es beim Herumgehoppse nach einem geschossenen Tor, oh Schreck, gar auch eine sexuelle Komponente! Und dann erst das kollektive Duschchen... Das Vorurteil (oder der projizierte Neid?), schwule Männer fühlten sich von jedem anderen Mann sexuell angezogen und lesbische Frauen wollten jede Frau, die ihnen über den Weg läuft, verführen, hält sich hartnäckig, wird dadurch aber nicht richtiger.

Wenn jenseits von Skandalen einmal ernsthaft zu erörtern versucht wird, was denn den Sport daran hindere, eine tolerante Umgebung zu sein, so werden meist zuerst und ausschließlich die Fans ins Feld geführt. Die Angst, von den gegnerischen, aber auch eigenen Fans beschimpft und gemobbt zu werden, scheint groß. Beispiele homophober Sprüche, Banner und Choreographien in Fußballstadien untermauern das auch. Andererseits gibt es aber auch jene Fanclubs, die für Gleichberechtigung eintreten. Zu einfach ist es, alle in einen Topf zu werfen und das Problem der Diskriminierung

mit dem „Massenphänomen Fußball“ – und damit mit Medien und Fans – zu begründen. Es sollte nebenbei vorausgesetzt werden dürfen, dass die (vereinsinterne) Auseinandersetzung mit der (symbolischen wie physischen) Ausgrenzung von LGBTIQs nicht erst an jenem Tag beginnt, an dem einer das Mikrofon ergreift und vor versammeltem Stadion verkündet, dass er doch nicht verheiratet ist.

Nicht für alle Sportarten trifft das bisher Gesagte in gleichem Maße zu: Bei Einzelsportarten fällt die Frage des Kollektivs weg und jene Sportarten, die weniger populär und mit mehr medialer Ignoranz gesegnet sind, müssen sich mit der leidigen Frage der



Reaktion von Fans und Medien nicht abgeben. Dass Homophobie aber auch in sogenannten Randsportarten kein Thema, sehr wohl aber ein Problem ist und positive, ermächtigende Statements von Funktionär_innen, Sportler_innen und Fans auch hier nicht fehlen, ist ein weiterer Hinweis darauf, dass befürchtete Medienhetze und wütende Fans nicht die primären Hindernisse für einen diskriminierungsfreien Umgang sind, sondern die in Strukturen und Denkweisen tief verankerten Vorurteile sowie das fehlende Problembewusstsein.

Zu guter Letzt ist Sport nicht gleich Sport – verschiedene Sportarten sind mit Attributen versehen, die in erster Linie vergeschlechtlicht sind. Kategorien von schön, elegant, hart, körperbetont, rhythmisch, kampfbetont sind vor dem Kontext herrschender Geschlechterbilder eindeutig männlich oder weiblich konnotiert. Hier liegt auch das zentrale und gemeinsame Fundament von Sexismus, Homophobie und Transphobie, aber auch viele rassistische und antisemitische Ressentiments fußen auf einer hierarchischen Opposition von „verweichlichter“ Weiblichkeit und „heroischer“ Männlichkeit. Die – homophobe – Beleidigung vermeintlich schwuler Sportler geschieht über die – sexistische – Erniedrigung durch die Verweiblichung des Mannes („Memme“, „kein Mann“, „Spielst wie ein Mädchen“).

Während die – homophobe – Beleidigung vermeintlich lesbischer Spielerinnen darüber funktioniert, dass sie als Frauen – sexistisch – des Platzes verwiesen werden und erst durch die Vermännlichung überhaupt eine Legitimation erlangen, Sport zu betreiben („Die hat Schenkel wie ein Mann“, „Das ist ’ne Frau?“, „Frauen spielen nicht Fußball“). Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung kommt ohne sexistische Geschlechterbilder und die patriarchale Erniedrigung von Frauen nicht aus. Und hier liegt auch die Crux an Ansätzen, Homophobie im Sport mit individuellen Outings begegnen zu wollen: Homophobie getrennt von Sexismus und stereotypen Geschlechterbildern angreifen zu wollen ist so unsinnig wie Wale mit Fliegenklappen zu fangen. —

Nikola Staritz, Politikwissenschaftlerin und Bibliothekarin, schreibt für die Zeitschrift MALMOE, spielt Fußball bei den Ballerinas und arbeitet bei FairPlay. Viele Farben. Ein Spiel, der österreichischen Initiative gegen Diskriminierung im Fußball.

Internationale Hobbysportlerinnen braucht das Land

Von Frauen, Sport und Inklusion

Was bewegt Frauen mit Migrationshintergrund, Sport zu betreiben? Welchen Stellenwert hat Breitensport für ein kulturübergreifendes Miteinander? Und wie sieht es speziell mit Programmen für Migrantinnen aus? Frauen berichten über ihre Sportaktivitäten in Österreich.

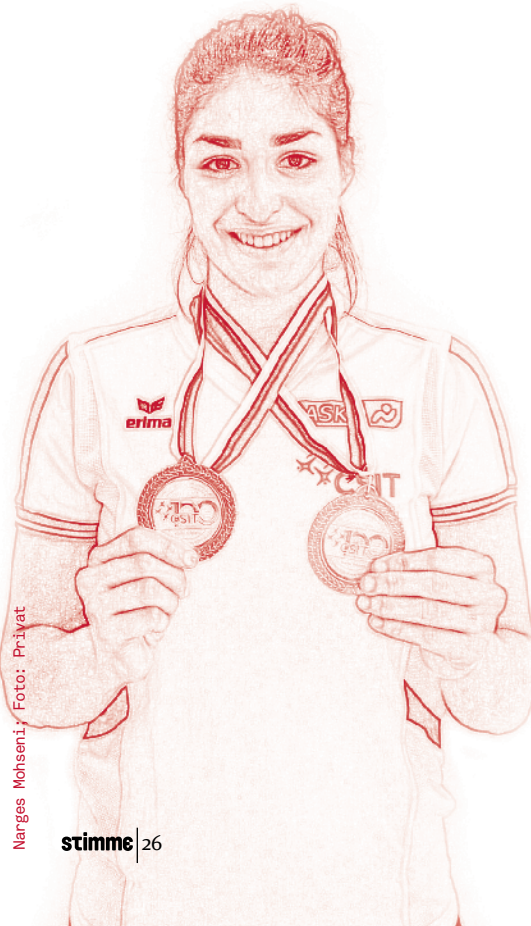
Taekwondo war es, das **Izabella Haas-Zaliwska** im Jahr 2000 nach Österreich verschlug. Sie erzählt: „In Polen trainierte ich das sogenannte ITF-Taekwondo. Ich war mit dem Meister unzufrieden und wollte bei einem koreanischen Großmeister trainieren, was aber damals nicht möglich war. Und das Wichtigste: Das ITF-Taekwondo beinhaltet keine Full-Contact-Kämpfe. Mein Kindheitstraum war aber Kampf-Taekwondo.“

Die Taekwondo-Trainings sind gemischt, generell gibt es mehr Frauen als Männer. Viele Frauen hören allerdings aufgrund von Motivationsverlust häufig nach einigen Monaten wieder auf. Nun plant Haas-Zaliwska mit ihrem Ehemann, ebenfalls erfahrener Taekwondo-Wettkämpfer, eine eigene Taekwondo-Schule zu eröffnen. „Dabei möchte ich auch Personen über 40 den Weg zu diesem Sport zeigen. Es ist mir außerdem wichtig, die Taekwondo-Philosophie als theoretische Stütze beizubringen.“ Im Vordergrund soll die Frage nach dem „Was will ich erreichen?“ stehen. Die spezielle Förderung von Frauen „ist Zweck der Sache. Wir vertreten die Meinung, dass man Frauen schlicht und ergreifend schlecht fördert. Frauen verlangen etwas anderes als Männer.“ Schließlich wird es in der Taekwondo-Schule „keine speziellen Maßnahmen für Migrantinnen geben, weil man sie dadurch von anderen trennt und Barrieren aufbaut. Alle Frauen werden individuell behandelt.“

Vor einiger Zeit stellte der Österreichische Integrationsfonds (ÖIF) österreichweit das Projekt „MigrantInnen als WanderführerInnen“ für die Ausbildung zum/zur WanderführerIn vor. Insgesamt konnten bisher rund 100 MigrantInnen erreicht werden. Teilnehmerin am ersten Durchgang 2011 war **Rusmira Besic**, eine gebürtige Bosnierin. Frau

Besic kam 1992 nach Österreich und lebt seither mit ihrem Mann Atif und den Zwillingen Sabina und Emir in Enns. „Als Obfrau vom Verein *gemma – gemeinschaftlich miteinander aktiv*, einer interkulturellen Vernetzungsstelle, habe ich dieses Projekt entdeckt. Da mein Mann und ich gerne wandern, war die Wanderführerausbildung für uns ideal. Allerdings waren wir auch etwas nervös wegen der Erwartung unserer Ausbilder. Der Alpenverein im Auftrag des ÖIF unterstützte uns, die Ausbildung und die Prüfung zum/zur WanderführerIn zu bestehen“, erläutert sie. Von 16 Migrantinnen aus verschiedenen Herkunftsländern bestanden schließlich zwölf die Prüfung. „Als WanderführerInnen haben wir bereits viele Wanderungen mit verschiedenen Vereinen (Bosnischer Verein, Frauennetzwerk Enns etc.) durchgeführt und planen dies auch für die Zukunft.“

Da das Wanderprojekt bei allen Beteiligten sehr gut ankam, beschlossen wir, die zwölf WanderführerInnen, einen eigenen Verein zu gründen. So wurde im Frühling 2013 der Verein MiWa (Miteinander Wandern) ins Leben gerufen.“ Frau Besic findet, dass „Sport die Integration sehr fördern kann, aber dass auch die MultiplikatorInnen bei diesem Entwicklungsprozess sehr wichtig sind. MultiplikatorInnen mit Migrationshintergrund erleichtern den Kontakt. Die große Aufgeschlossenheit



der Vereine und der MigrantInnen ist täglich zu spüren. Die Wirkung der Ausbildung als WanderführerIn ist bereits jetzt messbar“, zieht sie ein sehr positives Resümee.

Im Jahr 2009 gründeten **Melek Köse**, Kammerrat **Aytaç Türkan** (beide im Vorstand des Vereins *Türk-İŞ – Migration/Integration* durch Partizipation) und **Hatice İşleyen** (Unternehmerin und begeisterte Fußballerin) eine multikulturelle Damenfußballmannschaft, die sich „Frauen am Ball“ nannte. Trainiert wurde sie von Fatih Kırmaz, einen Trainingsplatz bot ihr Mustafa İşçel (Sport- und Kulturverein *Türkgücü*) an. Bald meldeten sich Herrenmannschaften (!) als potenzielle Gegner, doch letztlich konnte das Training aufgrund bürokratischer Probleme und fehlender finanzieller Mittel nicht fortgeführt werden. Für das Projekt „Sei dabei. Wien für Dich – Du für Wien“ der Magistratsabteilung Integration und Diversität veranstaltete das Frauenteam ein offenes Fußballtraining im Prater, was mediale Berichterstattung nach sich zog: etwa von der Gratiszeitung Heute, dem ORF und vom türkischen Fernsehen bzw. Printmedien.

Allerdings gab es auch kritische Stimmen, die das „männliche“ Verhalten der Frauen bekriftelten. Doch die ProjektleiterInnen ließen sich nicht einschüchtern. Im Jahr 2012 errang das Teamprojekt „Scheiberkistn – Mini-Fußballplatz“ den Integrationspreis Sport des ÖIF und des Bundesministeriums für Inneres. Durch die Kooperation mit dem Projekt „Scheiberkistn“ wurde das Team schließlich in „Micro Soccer – Mädchen am Ball“ umbenannt. Ebenso 2012 erhielt Melek Köse den Rudolfsheim-Fünfhauser-Frauenpreis *Veronika*. Die ProjektleiterInnen betonen: „Es ist egal, woher man kommt, welche Religion man hat – auf dem Fußballfeld sind alle Frauen gleich. Und genau das soll auch ins ‚richtige‘ Leben mitgenommen

werden.“ Wichtig ist die Stärkung des Selbstvertrauens – Frauen sollen keine Angst haben, etwas „typisch

„Männliches“ zu machen. Bei Problemen (etwa kamen Mädchen heimlich zum Training, weil es ihnen ihre Eltern verboten hatten) fungierten die TeamleaderInnen als MediatorInnen und luden besorgte, teilweise verständnislose Ehemänner oder Eltern zu den Trainings und Spielen ein, um ihnen zu zeigen, welche Freude die Frauen beim Sporteln haben.

Außerdem ist eine Begleitung solcher (Sport)Projekte erforderlich: „Man kann nicht einfach sagen: ‚Geht hinaus, und spielt gemeinsam Fußball.‘ Dazu bedarf es einer Person, die das Ganze leitet und lenkt; es geht auch um die Vermittlung von kulturellen und gesellschaftlichen Werten.“ Heuer sind noch Workshops, Trainingseinheiten und Kicks in Parkanlagen in ganz Wien vorgesehen, bei denen T-Shirts mit Wörtern wie „Abwehrchefin“ oder „Flankenflitzerin“ bedruckt werden, den ganzen Tag Fußball gespielt und zum Abschluss eine Urkunde verteilt wird. So schön das alles klingt: Für diese Workshops müssen noch Subventionen aufgestellt werden – denn bisher ist jegliche Arbeit ehrenamtlich.

Die 22-jährige Polizeischülerin **Narges Mohseni** trainiert seit sieben Jahren beim Judoverein *Vienna Samurai*. Ihre Eltern kamen 1990 aus dem Iran nach Österreich, um Narges' älterer Schwester eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Der

Vater von Narges ist Judotrainer, und sehr zu seiner Freude entdeckte die Tochter mit sechs Jahren ebenfalls ihre Liebe zu diesem Sport. Die Mutter von Narges will dagegen bei Wettkämpfen nicht zuschauen – zu groß ist die Angst um die Tochter. Neben dem Wiener- und Bundesmeisterrinnentitel errang Narges 2011 und 2012 mit ihrer Mannschaft den österreichischen Damenstaatsmeistertitel. Sie erzählt, dass Frauen im Iran kaum Sport betreiben bzw. auch wenig Möglichkeiten etwa zum Laufen haben. Sie selbst wuchs in einer sehr sportlichen Familie auf: Rollerskaten, Radfahren, Laufen standen für die ganze Familie auf dem Programm. Die meisten ihrer FreundInnen in Wien trainieren mit Narges bei den *Vienna Samurai*, viele haben Migrationshintergrund. Zu Sport als Integrationsmaßnahme sagt sie: „Selbst wenn man neu in Österreich ist und kein Deutsch kann – ‚Judo‘ sprechen alle. Das verbindet, und schnell bilden sich Freundschaften. Da ist man motiviert, gemeinsam andere Sachen zu machen und sich zu integrieren.“

Ich war begeistert angesichts der Fülle an verschiedensten Projekten und Sportaktivitäten und finde es sehr spannend, was Frauen mit Migrationshintergrund in Österreich leisten und auf die Beine stellen. Interessant ist letztlich die allen befragten Frauen gemeinsame Einstellung, wonach spezielle (gut gemeinte) Angebote für Migrantinnen letztlich mehr separieren als zusammenführen. Folglich ist es umso wichtiger zu betonen: Individualität als Besonderheit – und das in einer multikulturellen Gemeinschaft. Um nichts anderes soll es gehen. —

Antonia Barboric, Studium der Germanistik und Anglistik, ist Redakteurin beim „Spectrum“/„Die Presse“, freie Lektorin, Übersetzerin und Literaturwissenschaftlerin. Dissertationspublikation über Holocaust-Literatur im Frühjahr 2014, Böhlau Verlag.

„Krahn? Wie die Fußballspielerin?“

Zur Wahrnehmung von Frauenfußball im Mainstream



Wie viele österreichische Fußballteams sind in der Saison 2013/14 für die Champions League qualifiziert? Wer „eins“ für die richtige Antwort hält und nur an FK Austria Wien denkt, irrt, denn mit NÖSV Neulengbach Pflegeheim Beer und FSK Simacek St.Pölten-Spratzern haben zwei Frauenteam die Qualifikation in die höchste europäische Spielklasse geschafft.

Wie kann es sein, dass das Wissen über zwei weitere österreichische Klubs neben *FK Austria Wien* in der Champions League nur einem kleinen Kreis Interessierter vorbehalten ist, wenn doch FIFA-Präsident Sepp Blatter bereits 2007 davon gesprochen hat, dass die Zukunft des Fußballs weiblich sei? Wenn sich die Anzahl der aktiven Vereinsspielerinnen in den letzten fünf Jahren mehr als verdoppelt hat, wie der ÖFB festhält, müsste das doch auch Auswirkungen auf die Wahrnehmung des Mainstreams und der Medien haben. Aber die Mühlen mahlen langsamer als gedacht. Immerhin überträgt der ORF, seitdem ORF SPORT + als Vollprogramm on air ist, hin und wieder ein Frauenfußballspiel live – aber auch nur dann, wenn am Austragungsort bereits Übertragungsinfrastruktur vorhanden ist. Diese Grundprämisse der technischen Gegebenheiten widerspricht allerdings der Idee des ÖFB, Ländermatches in kleineren Stadien zu spielen, um den Frauenfußball für neue Zielgrup-

pen im Stadion zu öffnen. Welchen nachhaltigen Effekt auf die Anzahl der an Frauenfußball-Interessierten WM-Qualifikations-Austragungsorte wie Vöcklabruck oder Ritzing haben, ist mehr als fraglich. Auch in den Sportredaktionen der österreichischen Printmedien besteht wenig Interesse, über Frauenfußball zu berichten. Von der Endrunde der EURO 2013 hat z. B. nur *derstandard.at* täglich berichtet. Inhaltlich wurden Pressemitteilungen und Agenturmeldungen übernommen und teilweise textlich leicht und damit manchmal inhaltlich falsch verändert. Der Zeitungsbericht, der über das selbst organisierte Public Viewing in Wien in der Printausgabe des *Kurier* erschien, war übrigens im Ressort Chronik und nicht beim Sport angesiedelt.

In Deutschland ist alles besser?

Betrachtet man die Berichterstattung zu Frauenfußball in Deutschland, ist diese quantitativ höher, was auch

daran liegt, dass das deutsche Nationalteam seit Jahren als Favoritin an internationalen Bewerben teilnimmt. Besonders rund um die Heim-WM 2011 war die mediale Berichterstattung überdurchschnittlich hoch, es wurde sogar davon gesprochen, dass dieser Event der mediale Durchbruch für den Frauenfußball sei. Heute, zwei Jahre später, ist von diesem Hype nicht mehr viel zu sehen: Das Champions League-Finale wurde – trotz deutscher Beteiligung aus Wolfsburg – nicht im öffentlich-rechtlichen Fernsehen übertragen. Und auch bei der EURO 2013 standen nur die Matches mit deutscher Beteiligung am Spielplan von ARD und ZDF.

Die fehlende Präsenz in Mainstream-Medien hat natürlich auch Auswirkungen auf die Bekanntheit der Spielerinnen. So führte die Frage nach der Schreibweise eines Nachnamens in einer beruflichen Besprechung mit deutschen Projektpartnern zu verwirrten Gesichtsausdrücken. Auf

„Krahn? Wie die Fußballspielerin?“ hatten sie keine Antwort – nicht etwa, weil sie nicht wussten, wie man den Namen der deutschen Verteidigerin schreibt, sondern weil ihnen Annike Krahn gar kein Begriff war. Die Frage „Kahn? Wie der Fußballspieler, aber mit r?“ hätten sie wohl ohne Zögern beantworten können.

Im Stadion kennen sich alle aus?

Da der Frauenfußball ein mediales Nischendasein fristet, könnte man die Hypothese aufstellen, dass in den Stadien nur interessierte und fachlich kompetente Zuseher_innen angetroffen werden. Diese Annahme lässt sich leicht widerlegen, wie sich an zwei Beispielen illustrieren lässt. So sitzt beim österreichischen Cupfinale im Mai 2013 auf der Tribüne vor uns eine verletzte Spielerin aus Neulengbach mit ihrer Familie. Das männliche Familienmitglied scheint die Fußballweisheit mit dem Löffel gefressen zu haben, gibt er doch ständig Tipps, wohin gepasst werden sollte. Er kann aber keine der Spielerinnen aus *Neulengbach* oder *Spratzern* beim Namen nennen, obwohl er offensichtlich ein familiäres Näheverhältnis zu einem der Teams hat. Anderes Beispiel: Während der WM 2011 in Deutschland wurden massenhaft Schulklassen in die Stadien gekarrt, um die Ränge zu füllen. An sich ist es eine gute Idee, das Interesse an Frauenfußball bei Kindern durch einen Stadionbesuch wecken zu wollen. Nur waren die jungen Besucher_innen weniger am Fußball, als am unterrichtsfreien Schulausflug interessiert, was natürlich die Stimmung im Stadion massiv veränderte. Nichtsdestotrotz können die meisten Spielerinnen von mehreren tausend Zuschauer_innen vor Ort nur träumen. Auch wenn Besucher_innen-Rekorde – egal ob bei der WM 2011 in Deutschland oder bei der EURO 2013 in Schweden – aufgestellt werden, sind die Großevents selbst in den

Austragungsstädten wenig präsent. Fanzonen gibt es zwar mittlerweile überall. Deren Dimensionen sind aber weit entfernt von dem, was sich während der Männer-EURO 2008 in Wien abspielte. Egal ob Dresden 2011, Norrköping 2013 oder Göteborg 2013 – das Bild ist ein ähnliches: eine große Leinwand, eventuell eine kleine Live-Bühne, ein paar Tische und Getränke- und Essensverkauf. Leverkusen 2011 war sogar noch kleiner und hatte genau zwei normalgroße LCD-Bildschirme für die Matchübertragungen. In Wolfsburg wiederum nahm man die Fanzone 2011 zum Anlass für ein umfangreiches Rahmenprogramm: Wer dort die brasilianische Weltfußballerin Marta im Spiel gegen Australien sehen wollte, konnte das nur ohne Ton am kleinen LCD-Monitor. Gleichzeitig trat ein Kinderchor auf, während Eltern und Großeltern im Publikum jubelten.

Karriere als Fußballerin?

Worin sich sogenannte Vorzeigeländer wie Deutschland, Schweden oder die USA von Österreich unterscheiden, ist der Grad der Professionalisierung von Frauenfußball. Gemeint ist hierbei nicht die Spieltechnik, sondern schlicht und einfach die Möglichkeit von Berufs wegen Fußballerin zu sein. Die USA waren 2000 das erste Land, das mit der *Women's United Soccer Association* (WUSA) eine professionelle Frauenfußball-Liga einführte, in der die Spielerinnen ihrem Vollzeitjob als Sportlerinnen entsprechend entlohnt wurden. Überlebt hat die WUSA übrigens drei Jahre und wurde dann mit hohen Verlusten eingestellt, ihre Nachfolge-Liga *Women's Professional Soccer* (WPS) kam fünf Jahre finanziell über die Runden. Seit Frühjahr 2013 übernimmt mit der *National Women's Soccer League* (NWSL) eine neue Liga den Versuch der finanziellen Professionalisierung des US-Frauenfußballs. Betrachtet man europäische Staaten, so sind diese von flächendeckenden Gehältern für die Spielerinnen weit

entfernt. In Österreich ist Fußball als Lohnarbeit für Frauen undenkbar. Jede von ihnen übt einen Brotberuf aus, ob Schülerin, Studentin, Bürokauffrau oder Polizistin. In Deutschland, dessen Nationalteam seit Jahren auf den Spitzenplätzen bei internationalen Wettbewerben rangiert, werden die Topspielerinnen in den Top-Klubs entlohnt – ihr Einkommen (inkl. Werbeerträgen) liegt aber 20- bis 100-fach niedriger als das ihrer Kollegen.^[1] Auch bei Großwettbewerben ist die Lage ähnlich – bei der ersten EURO 1989 erhielten die siegreichen deutschen Spielerinnen vom Deutschen Fußball-Bund je ein Kaffeeservice. Erst seit 2007 zahlt die FIFA Preisgelder an die teilnehmenden Teams, so bekam das japanische Team für den WM-Sieg 2011 eine Million US-Dollar. Im Vergleich dazu erhielten die Spanier für den Männer-WM-Sieg 2010 dreißig Millionen US-Dollar von der FIFA.

Wann kommt die Zukunft?

Wann wird Sepp Blatters Aussage zur weiblichen Zukunft des Fußballs nun eintreten? Vielleicht bei der EURO 2017, sofern Österreich von der UEFA den Zuschlag als Austragungsland erhält? Vielleicht schon 2015, wenn die jungen Leistungssportlerinnen aus dem ersten Jahrgang des Nationalen Zentrums für Frauenfußball in St. Pölten ihren Schulabschluss feiern? Wir werden sehen, wann die Zukunft zur Gegenwart wird.

Literatur:

Achatzi, Christian (2012): Mediale Geschlechterstereotype analysiert durch die Frauenfußball-WM 2011. Ein Vergleich von Boulevard- und Qualitätsjournalismus. Magisterarbeit Universität Wien.

Trip, Brigitte (2009): Rote Karte für die Damen. Wie im Fußball – so auch im Leben! Graz: Grazer Universitätsverlag.

Watzinger, Nicola (2011): Frauenfußball im Blickpunkt der österreichischen Sportjournalisten. Magisterarbeit Universität Wien.

Petra Permesser ist Redakteurin bei Radio Stimme, spielt mit Freund_innen Fußball auf der Wiese und ist Frauenfußball-Schlachtenbummlerin.

^[1] vgl. „Verdienstmöglichkeiten im Profifußball“. URL: <http://www.spiegel.de/flash/flash-26183.html> (Stand: 25.09.2013)

August 1968, Hütte Krems

Jeden Tag trafen wir uns auf der alten Schulwiese zum Fußballspiel. Die Wiese war alles, was von der Volksschule nach der großen Flut des Jahres 1954 übriggeblieben war. Wir, das waren Buben aus der Werksiedlung, Schichtarbeiter mit Tagesfreizeit, oft kickten auch Jugendliche aus dem nahen Landersdorf mit, unter ihnen Plaichner Gustl, dessen Vater, ein Straßenarbeiter, im Frühling 1968 an Hautkrebs verstorben war, eine Woche nachdem mein Vater einem Herzinfarkt erlegen war. Und ein Little Pepo genannter quirlicher Bub, der mit mir auch in der Jugendmannschaft der Hütte Krems spielte. Sein Vater war Elektriker im Werk, die Mutter arbeitete in der Kantine. Auch Little Pepos jüngerer Bruder, ein guter Kicker mit seltsamen Allüren – er kommentierte während des Spiels wie ein Sportreporter – spielte mit. Sein Spitzname war Mini Pepo, und er glich seinem Bruder aufs Haar. Lagler Erich, ein fünfzehnjähriger, großgewachsener Blondschoopf, spielte schon in der Reserve der Hüttenmannschaft. Die Matches auf der Schulwiese waren für ihn nur eine Nebensache. Aber er kam regelmäßig, sobald die ersten Spieler sich auf der Schulwiese einfanden. Kein Wunder, er konnte den Platz vom Küchenfenster aus einsehen. Meist waren auch die drei Rissling-Buben mit von der Partie. Gunther und Gernot und der von den Eltern aus dem Waisenhaus geholt Walter, den alle „Johnson“ nannten, weil er blitzschnell fallen konnte – wie der damalige amerikanische Präsident, der jede zweite Gangway hinunterpurzelte und den Walter sich als Vorbild auserkoren hatte. Er ging nicht nur während des Spiels zu Boden, auch während einer harmlosen Unterhaltung konnte es geschehen, dass Walter plötzlich zusammenbrach. In der Schule musste er wegen fortgesetzten Umfallens mit dem Sessel häufig nachsitzen. Er behauptete, auch dabei umgefallen zu sein. Vater Rissling war der einzige Christlichsoziale in der Werksiedlung, ein ruhiger und bescheidener Mann, und katholisch bis in die Knochen. Seine Frau stammte aus Bruck an der Leitha, sie war die Tochter eines kommunistischen Gemeinderats und zählte zum Häuflein der wenigen Gerechten, die die antisozialistischen Brandreden des Pfarrers Schnabel besuchten. Der war ein Ehrfurcht gebietender Kirchenmann, fast zwei Meter groß, immer trug er die schwarze Soutane, selbst wenn er auf dem Heimweg von der Schule bei uns mitspielte. Es war weniger sein strenger Blick und seine Stentorstimme, die uns Angst einjagten, sondern seine rücksichtslose Gangart. Er arbeitet an der Missionierung unserer Siedlung, sagte Klausner Georg, ein Student der Technischen Physik und Strömungslehre an der TU Wien. Wir hatten keine Ahnung, was er damit meinte.

Klausners Vater war ein Ingenieur für Maschinenbau. 1956 vor den Kommunisten aus Ungarn geflohen, hatte er ausgerechnet in der Hütte Krems angeheuert, wo die halbe Siedlung kommunistisch war. Er hatte keinen leichten Stand bei uns und flüchtete sich in Depressionen. Im Jänner 1968 knüpfte er sich auf dem Dachboden auf. Zu seinem Begräbnis kamen gezählte vier Kollegen.

Auch Herwig Pecinek, der im Werksportverein boxte und später bei der Vöest Intertrading in Brasilien Karriere machte, kickte mit uns, ebenso wie Ludwig Hipper, der zwanzig Jahre später zu den ersten Empfängern eines Spenderherzens zählte. Dazu kamen noch ein paar Buben aus der ehemaligen Barackensiedlung neben der Bahn. Sie waren immer da, manchmal fünf, manchmal zehn Mann hoch. Mit den Barackenkinder konnte man immer rechnen. Sie hatten keinen Ball, nur Fetzenlaberl. Irgendwie trieben wir meist doch eine alte Lederhaut auf und das Match konnte beginnen. Ohne die Laglers, Risslings, Klausners und die Barackenkinder hätten wir keine Mannschaften zusammengebracht, jeder einzelne war für uns unverzichtbar.

Aber die wichtigste Person auf dem Platz war ein Mädchen.

Helga Novak hatte dunkles, langes Haar und grünbraune Augen. Sie war mittelgroß und schlank und ihre Bewegungen waren kraftvoll. Zu jener Zeit wurde immer wieder ein Schweizer gesichtet, der mit einem schweren Opel Senator durch die Werksiedlung rollte. Er kam regelmäßig, zwei oder dreimal in der Woche, und manchmal auch am Wochenende. Für uns Buben war der dunkelgrüne Opel Senator bald ein vertrauter Anblick. Der Schweizer war höchstens mittelgroß und untersetzt. Er trug das dunkle Haar kurz, im grauen Anzug steckte immer ein rotes Tüchlein. Anfangs dachten wir, er würde aus dem Kofferraum Trainingshose und Fußballschuhe holen, aber er beschränkte sich aufs Zuschauen. Helga hatte es ihm besonders angetan, er versuchte gar nicht erst den Gegenstand seines Interesses zu kaschieren – er starrte auf Helgas hüpfende Brüste als habe er ein Weltwunder vor sich. Wenn Helga sich nicht auf der Schulwiese zeigte, drehte er ein paar Runden um das Spielfeld, stieg dann in seine Luxuslimousine und rauschte ab. Kurz nach Ferienbeginn tauchte der Schweizer in einem weißen Monteverdi auf. Helga kletterte zu ihm ins Cockpit und fehlte dann für ein paar Tage auf der Schulwiese.



Der FC Vorwärts Istanbul

Es kommt nur auf den Blickwinkel an ...

In der Bosphorus-Amateurliga ging es seit ehemals sehr ruppig zu. Die unterklassigen Mannschaften lieferten sich oft erbitterte Duelle, gegen die sich Fenerbahçe gegen Galatasaray wie eine laue Aufführung zweier miteinander befreundeter Ballett-Riegen ausnahm. Die sportliche Vorherrschaft hatte hier in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder gewechselt, in den letzten Jahren war aber zum Leidwesen der meisten Einheimischen ein ganz besonders seltsamer Club kometenhaft aufgestiegen: der „FC Vorwärts Istanbul“, welcher Anfang der Neunzigerjahre von einer Kolonie von Reinigungskräften und Taxifahrern aus der mitteleuropäischen Provinz Salzburg gegründet worden war.

Dieser Verein hatte eine treue und enthusiastische Anhängerschaft von einigen hundert Österreichern, die hier in Istanbul arbeiteten und kein Match, ja nicht einmal ein Training, ihres Teams ausließen.

„Immer wieder, immer wieder, immer wieder Österreich“, sangen diese Fans unermüdlich über die gesamte Matchlänge hinweg, mit schwerer, abendländischer Stimme. Ihre Bräute, die sie sich blutjung aus Alpendörfern in die Türkei holten und welche sich dann in christlichen Gotteshäusern verschleiert vor den Altar führen ließen, kochten derweilen scharfe Suppen und buken mürbe Obstkuchen, die sie am Buffet veräußerten.

Manche der Fußballbegeisterten vom „FC Vorwärts Istanbul“ hatten es im Berufsleben sogar zu bescheidenem Wohlstand gebracht. So gab es rund um Topkapi einige kleinere Restaurants mit okzidentaler Küche, und auch die Zahl der Imbissbuden, wo man nicht-muslimischen Touristen Schweinefleisch mit einer gräulich aussehenden Ummantelung, die aus Mehl, altem Weißbrot und Eiern zusammengebacken wurde, anbot, war in letzter Zeit stark angewachsen. Eine weitere Gruppe von Österreichern hatte Läden eröffnet, in denen sie aus Alpenkräutern gewonnenen, hochprozentigen Schnaps, bäuerliche Stickereien oder primitive Holzschnitzarbeiten feilboten.

Die meisten dieser deutschsprachigen Gastarbeiter schlugen sich aber mehr recht als schlecht durchs Leben, sie sprachen schlecht türkisch, waren selbst als Taxifahrer ortsunkundig und nahmen die Gebräuche des Landes eher widerwillig an.

Es schien, als lebten sie mit ihren Familien in einer richtigen Parallelgesellschaft. Am Wochenende sahen sie sich via Satellit scheußliche Musiksendungen an. Dann wurden ganze Stadtteile Istanbuls mit furchtbarem Blechbläser-Gedröhne überzogen. Sonntags grillten sie in den Hinterhöfen Schweinefleisch und Würste, tranken Bier und Wein (den sie infolge ihrer Armut oft mit Sodawasser strecken mussten) und waren lauschallig bis in den Abend hinein.

Besonderes Temperament entwickelten die Vertreter aus dieser kulturellen Enklave, wenn eine große Fußballmannschaft aus der Heimat in Istanbul gastierte, Wacker Innsbruck beispielsweise, der LASK oder gar der SK Rapid Wien.

Wenn einer dieser Clubs in der Europaleague-Qualifikation gegen Beşiktaş spielte, dann waren das in Wirklichkeit schwere Auswärts-spiele für das Heimteam. Nach dem Match feierten die Österreicher dann ihre Spieler stundenlang und veranstalteten kilometerlange Auto-Corsos, verstopften dadurch die Haupttrouten Istanbuls und reckten riesige rotweißrote Fahnen aus den Fenstern ihrer schrottreifen Mazdas, Opel Mantas und VW Golfs.

Wenn die feinen, alteingesessenen Großbürger der Stadt solcher Spektakel ansichtig wurden, dann schüttelten sie meist nachsichtig den Kopf. „Eigentlich sind es ja ganz nette Leute“, raunten sie sich dann zu, „aber sie sind halt zu viele! In manchen Distrikten vernimmt man kein türkisches Wort mehr, und ihr morgendliches Gelärm übertönt dort schon den Weckruf des Muezzin. Aber was soll man machen, wir streben auf eine Multikulti-Gesellschaft zu. Das ist eben der Lauf der Zeit!“

Claus Farnberger arbeitet im Sportministerium (Abteilung für Internationales und Öffentlichkeitsarbeit) und ist Autor mehrerer sportliterarischer Bücher.

Im Oktober 2013

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn man praktisch niemandem mehr trauen kann. Nehmen wir etwa den Ex-Finanzminister Grasser her: Der KHG hat seinen Steuerberater auf 366.000 Euro Schadenersatz geklagt, weil ihn der beim Thema Steuer, wo man sich als Säckelwart ja überhaupt nicht auskennen muss, nicht richtig beraten hat. Und der zu fescche und zu intelligente Politiker jetzt vielleicht eine saftige Strafe aufgebrummt bekommt (es gilt die Unschuldsvermutung!). Womit wir schon beim innenpolitischen Highlight des Sommers – neben dem endlosen Strudelteig der Lehrerdienstrecht-Verhandlungen – sind: dem Telekomprozess. Dort ist manches ans Tageslicht gekommen: Eine Partei, die da nicht geschmiert worden ist, sollte am besten wegen Bedeutungslosigkeit den Betrieb einstellen. Der Herr Grünlinger sieht das selbstverständlich anders. Der meint, Österreich sei eben kein Hochsteuer-, sondern ein Hochegger-Land.

Der Kommerzienrat Schwarzschanerl wiederum hat beklagt, dass seine Partei im Wahlkampf ein Riesenpech gehabt hat: Gerade wie sein Entfesselungskünstler mit der Idee des 12-Stunden-Plus-Arbeitstags an die Öffentlichkeit getreten ist, ist in London ein Banker-Bankert an Erschöpfung gestorben, weil er drei Tage durchgearbeitet hat. Und das mit dem höheren Pensionsantrittsalter für Frauen sei auch kein echter Hit gewesen. Wenn wir uns diese zwei Blödheiten erspart hätten, wären wir jetzt schon Kanzler, hat er am 29. September sofort nach der ersten Hochrechnung geplärrt.

Und hat dann recht frauenfeindlich von den drei Sargnägeln Karl, Fekter und Mikl-Leitner gesprochen. Als ein U-Häftling mit 14 Jahren von einem Mithäftling mit einem Besenstiel vergewaltigt worden ist, hat die Justizministerin der heimischen Rechtswissenschaft eine wertvolle Erkenntnis geschenkt: „Der Jugendstrafvollzug ist kein Paradies!“ Die Finanzministerin hat von einer Studie gesprochen, nach der große Firmen aus Österreich wegsiedeln wegen der hohen Steuern. Das hat der Wirtschaftsminister Mitterlehner, der auch aus der ÖVP Oberösterreich kommt, sofort und schwer verärgert dementiert. Die Mikl-Leitner hat eine Rede vor Hochwasserhelfern mit den Worten eröffnet: „Kaum war ich da, war die Katastrophe da.“ Da hat der Kommerzienrat geseufzt: „Wenigstens das sieht sie einmal richtig.“ Wobei er hinzugefügt hat, er werde den Wiener Kardinal demütig um einen ordentlichen Exorzismus in der Wiener Herrengasse bitten. Denn von der Doping-Liesl angefangen, über Strasser, Platter, Fekter bis hin zur Jetzigen, seien dort von finsternen Mächten Besessene am Werk. Dann hat er die Kreativität seiner Partei gerühmt: Der ÖVP sei es durch die Installation der schwarzen Ex-ORFLerin Monika Lindner auf der Liste von Team Stronach gelungen, erstmals das Experiment der politischen Leihelternschaft erfolgreich durchzuführen. Ich weiß jedenfalls schon, was ich dem Schwarzschanerl zu Weihnachten schenken werde: Der Wolfgang Schüssel hat

das Buch einer gewissen Katharina Schneider, „1001 Gründe Österreich zu lieben“, illustriert – ich glaube, er ist kein einziger davon.

Der Genosse Rotlauf hat auch schon bessere Zeiten erlebt. Als seine SPÖ im Wahlkampf einen War Room einrichtete, hat er nur gefragt: „Warum?“ Dann hat er noch geprahlt, dass seine Partei es sich noch aussuchen könne, wen sie als Mitglied aufnimmt; das war, als der Nazi-Buchstabierer Reinhart Gaugg vergeblich bei der SPÖ Kärnten Mitglied werden wollte. Als der Wahlkampf-Bus vom Berlakovich in Flammen aufgegangen ist, hat er den Schwarzschanerl hämisch gefragt, ob es jetzt schon Feuerbienen gibt. Aber dann ist das Wahlergebnis gekommen und der Rotlauf depressiv geworden.

Seit der Kamerad Brauntresch den Strache in der Badehose gesehen hat, ist er entzückt, obwohl ihm der FPÖ-Wahlkampf zu defensiv war. „Pah, Nächstenliebe! Aber der Hacee in der Badehose – das ist doch was anderes als der Bierbauch vom Stronach!“ Über den haben wir viel zu lachen gehabt. Über seine Forderung „Todesstrafe für Profikiller!“ etwa. Alle seine TV-Auftritte. Oder seine schlechte Thatcher-Kopie „I want my money back!“ an seine Landesorganisationen. Ob er dabei auch das Handtaschel geschwungen hat, war nicht zu sehen, weil er da ja in Kanada war. Lang wird es diese Partei nicht geben, was für mich recht blöd ist, jobmäßig betrachtet. Jetzt überlege ich, ob ich nicht diese ins Parlament gekommenen Neos, die angeblich Mitarbeiter suchen, finanziell melken kann.

Apropos Melk. Im dortigen Bezirk hat die Polizei im Juli ein riesiges Waffenlager ausgehoben. Aber nicht das vom Alois Huber, dem Wilderer, der dann im September ein Massaker veranstaltet hat. September habe ich hier richtig geschrieben – im Unterschied zur Vorarlberger Landeswahlbehörde, die auf dem Stimmzettel „29. September“ geschrieben hat. Da braucht man sich über die Ergebnisse von PISA-Studien nicht mehr wundern. Zu Spiel, Sport und Spaß: Der weltbekannte Meeresforscher und Taucher Hans Hass wurde in einer Gattiszeitung folgendermaßen gewürdigt: „Er prägte die Unterwasserwelt wie sonst keiner.“ Das ist auch schön gesagt. Unsere Fußball-Nationalmannschaft hat sich trotz David Alaba nicht für die WM in Brasilien qualifizieren können. Aber im September sind im internationalen Fußball, CL und EL, drei Teams von uns angetreten – und keine einzige hat verloren. Das ist fast schon ein Aufschwung. Der Jamaicaner Usain Bolt hat bei der Leichtathletik-WM in Moskau jede Menge Gold abgestaubt. Wir warten lieber auf den Winter!

Der Herr Grünlinger hat ausgiebig den Fortschritt der Wissenschaften kommentiert. In London ist im August der erste Labor-Burger präsentiert worden. Und in Wien ist es gelungen, aus Stammzellen ein Minihirn zu basteln. „Als ob wir bei uns nicht eh schon genug davon hätten!“, hat der Grünlinger gesagt und mich blöd angeschaut dabei.

TERMINE - THEMEN

SEPTEMBER: UNTERNEHMENSPLANUNG STRUKTUR & NOTWENDIGKEIT

Datum	Uhrzeit	Sprache
Do, 19.09.2013	10:00-12:00	spanisch

OKTOBER: UNTERNEHMENSPLANUNG STRUKTUR & NOTWENDIGKEIT

Datum	Uhrzeit	Sprache
Do, 03.10.2013	10:00-12:00	türkisch
Do, 17.10.2013	10:00-12:00	b/k/s

NOVEMBER: ONLINE MARKETING

Datum	Uhrzeit	Sprache
Do, 07.11.2013	10:00-12:00	deutsch
Do, 14.11.2013	10:00-12:00	polnisch
Do, 21.11.2013	10:00-12:00	türkisch
Do, 28.11.2013	10:00-12:00	b/k/s

DEZEMBER: JAHRESABSCHLUSS

Datum	Uhrzeit	Sprache
Do, 05.12.2013	10:00-12:00	deutsch
Do, 12.12.2013	10:00-12:00	bulgarisch

WIENER WIRTSCHAFT SPRICHT VIELFALT

Mehrsprachige Informationsveranstaltungen für
UnternehmerInnen in der Wirtschaftskammer Wien

WIFI Wien am wko campus wien
Raum B501

Währingergürtel 97
1180 Wien

Bitte beachten Sie, dass nur eine beschränkte TeilnehmerInnenzahl möglich ist. Um Anmeldung wird gebeten
unter: diversity@wkw.at.

Nähere Informationen unter wko.at/wien/diversity

Z U K U N F T

europa

entdecken wissen nutzen

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

wis-
sen

nut-
zen

entde-
cken

Die Europawebsite
der Bundesregierung

zukunfteuropa.at

stimme 89 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Archive der Migration

In den aktuellen politischen Debatten über Integration werden MigrantInnen aufgefordert, sich mit der Geschichte der Mehrheitsgesellschaft auseinanderzusetzen. Eine Beschäftigung der Mehrheitsgesellschaft mit der Geschichte der MigrantInnen, ihren historischen Erfahrungen und Erinnerungen, steht jedoch noch aus. Die **stimme** stellt in ihrer Winterausgabe zwei gegenwärtig zentrale Initiativen vor, die eine transnationale Geschichte der Zweiten Republik seit den 1960er Jahren schreiben wollen: Das Forschungsprojekt „**Deprovincializing Austrian History**“ am Institut für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck und Arbeitskreis und Kampagne „Für ein Archiv der Migration“.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at



Help line

01/585 33 33

Beratungszeiten:

mo 15-18, mi 16-18, do 16-18



» nächste **stimme** erscheint im Dezember 2013

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr. 88 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

